

CAPRI
ZEITSCHRIFT FÜR
SCHWULE GESCHICHTE
NR. 36 — JANUAR 2005
ISSN 1431-8024



① = SODOM ② = GOMORRA ③ = SCHWEFEL & FEUER ④ = FRAU LOT (SALZSÄULE) ⑤ = TINGELTANGEL-BOB

CAPRI - REDAKTION: MANFRED HERZER, BLÜCHERSTRASSE 61, 10961 BERLIN - ☎ 6948617 E-MAIL: m-herzer@t-online.de

CAPRI - HERAUSGEBERIN: SCHWULES MUSEUM BERLIN, MEHRINGDAMM 61, 10961 BERLIN — **CAPRI** WIRD HERGESTELLT MIT FREUNDLICHER UNTERSTÜTZUNG DES SCHWULENREFERATS IM ASTA DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN — **INHALT:** HERZER: JASMINBLÜTHE-AGITPROP-BÜRGERLICHES TRAUERSPIEL 2 — DILSNER & RÖMER: JASMINBLÜTHE/JASMIJNBLOESEMS 8 — EWERS: ENTERBT 16 — SCHMIDTKE: HÖSSLI UND DER ORIENT 39 — BUCHBESPRECHUNG: ALASTAIR 47

Jasminblüthe. Agitprop. Bürgerliches Trauerspiel Schwules Theater vor dem ersten Weltkrieg

Am Ende des neunzehnten Jahrhunderts entstand ungefähr parallel zur organisierten Schwulensbewegung ein neuer Typ deutschsprachiger dramatischer Literatur. Es handelt sich, soweit derzeit bekannt, um ein halbes Dutzend Theaterstücke, die vermutlich allesamt das traurige Schicksal teilen, niemals aufgeführt worden zu sein.¹ Die Vermutung bestätigt sich durch einen Blick in die so genannte Zensurbibliothek, die heute im Berliner Landesarchiv aufbewahrt wird. In ihr sind alle Theaterstücke mit den Streichungs- und Änderungsaufträgen der Behörde gesammelt, die in Preußen bis 1918 auf öffentlichen Bühnen gezeigt worden sind. Unser halbes Dutzend Schwulentragödien befindet sich nicht darunter.

Im Vorwort zu einem der Stücke, dem Drama *Enterbt*, gibt der Autor Hanns Heinz Ewers eine Einschätzung der Lage, die für heutige Leser trotz des resignativen Tones noch immer viel zu optimistisch klingt, wenn er auf die nächste Dekade hofft: »Bei der Abfassung dieses Dramas wurde an eine öffentliche Aufführung, die ja nach Lage der Dinge in Deutschland für die nächsten zehn Jahre noch völlig unmöglich wäre, nicht gedacht.« (Ewers 1905: 8). Immerhin hat er in der Monatsversammlung des Wissen-

¹ Es handelt sich um folgende Stücke: *Jasminblüthe* von Ludwig Dilsner (1898). – *In eigener Sache* von Friedrich August Adolf (1904). – *Enterbt* von Hanns Heinz Ewers (1905). – *Fehler* von Herbert Hirschberg (1906). – *Der fremde Gott* von Franz Reddi (1907). – *Wahrheit* von Siegfried Moldau (1907). – Der schwule Berliner Theaterverein »Theater des Eros« hat im Dezember 1921 Reddis *Der fremde Gott* wenigstens einmal aufgeführt. E.O. Püttmann gibt einen kurzen Bericht von der Vorstellung in *Die Freundschaft* Nr. 50, 1921.

schaftlich-humanitären Komitees am 31. Oktober 1903 aus seinem Drama vorgelesen (Pfäfflin & Herzer 1998: 17). Und Numa Praetorius war einige Jahre vorher noch unbefangen und zuversichtlich genug, um in seiner Besprechung von *Jasminblüthe*, dem frühesten dieser neuartigen Stücke, eine Aufführung trotz gewisser Mängel nicht nur für erwünscht, »sondern auch [für] durchaus möglich« zu halten (Praetorius 1901: 438). Und sechs Jahre später endete der anonyme Autor der WhK-Monatsberichte seinen Bericht über Franz Reddis Einakter *Der fremde Gott* ähnlich: »Es ist zu wünschen, daß das kleine lebendig geschriebene Stück an einer größeren Bühne zur Aufführung gelangte« (Anonym 1907: 96).

Formal eher konventionell und sprachkünstlerisch keinesfalls herausragend, sollte mit den Dramen nichtsdestoweniger ein bis dahin unerhörter gesellschaftlicher Konflikt auf die Bühne gebracht werden: die Zerstörung des Lebensglücks schwuler Männer im heterosexuellen Milieu. Die Stücke spielen ausnahmslos in der damaligen Gegenwart in der oberen Mittelklasse. Die Protagonisten sind durchweg wirtschaftlich saturiert und genießen bis zur Enthüllung ihrer sexuellen Vorlieben hohes gesellschaftliches Ansehen, zwei sind leitende Justizbeamte, einer ist Offizier, ein adeliger Rentier ist unter ihnen und dergleichen.

Offensichtlich orientierten sich die Stückeschreiber am damals noch tonangebenden Naturalismus des späten neunzehnten Jahrhunderts, an Gerhart Hauptmann, Ibsen, Strindberg, vielleicht auch an Wedekind, erreichten die Vorbilder aber kaum. Womöglich

liegt der Hauptgrund für die unterbliebenen Aufführungen gar nicht bei der engstirnigen Theaterzensur, sondern in der unzureichenden Qualität der Stücke. Sollte sich ein Theater zu dem Risiko entschließen, eine dieser neuen und wohl auch skandalträchtigen Schwulentragödien herauszubringen und dem Zensor zur Genehmigung vorzulegen, dann musste die Textvorlage einem gewissen qualitativen Standard genügen, was bei unserem halben Dutzend nicht wirklich zutraf. Die zitierten Äußerungen aus dem WhK, die Aufführungen trotz Zensur für möglich hielten, sprechen für die Vermutung, dass weniger die Angst vor dem Zensor, sondern eher die Dürftigkeit der Texte die Theater davon abhielten, sie in den Spielplan aufzunehmen.

Die wichtigste Quelle, aus der wir die erste Nachricht von der Existenz der meisten dieser Stücke erhielten, sind die Rézensionen, die Numa Praetorius für das Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen verfasste und, im Falle von Franz Reddis *Der fremde Gott*, der Monatsbericht des WhK. Von Ludwig Dilsners Drama *Jasminblüthe* wussten wir bis vor kurzem überhaupt nur durch Numa Praetorius, denn das Buch ist heute verschollen. Praetorius hat sogleich das grundsätzlich Neue an der *Jasminblüthe* erkannt und schrieb in seiner Besprechung: »Das Stück hat zum ersten Male die Homosexualität direkt und unverblümt dramatisch behandelt. Das an sich tragische Los des Urnings und die zahlreichen durch die Homosexualität bedingten Konflikte mit der Religion, der allgemeinen Meinung, dem Staate, der Familie bilden schon an und für sich ein ergiebiges Feld für den Drama-

tiker. Daher wird auch jede Dramatisierung der Homosexualität ihrer Wirkung sicher sein.« (Praetorius 1901: 436) Das vielleicht interessanteste Stück des Genres, Ewers' *Enterbt*, fanden wir erstmals in der Ewers-Biografie von Wilfried Kugel erwähnt. Dort wird behauptet, *Enterbt* sei 1903 erschienen, »aber kurze Zeit später von Ewers selbst aus dem Buchhandel zurückgezogen« (Kugel 1992: 83; zu Ewers und seinen Biografen vgl. Herzer 1993)). Belege hierfür nennt Kugel nicht, und es kam wohl auch gar nicht zur Auslieferung. Wir kennen lediglich Korrekturfahnen mit Korrekturen von Ewers' Hand. Da *Enterbt* nicht in den Buchhandel gelangte, konnte es auch nicht in der Bibliografie des *Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen* besprochen werden. Im vorliegenden Heft wird es erstmals zusammen mit dem Vorwort von Professor Eulenburg mit mehr als hundertjähriger Verspätung veröffentlicht.

Jasminblüthe

Dilsners² *Jasminblüthe* ist gewissermaßen der Klassiker, das zeitlich früheste Beispiel, 1898 oder 1899 in Berlin in dem im übrigen

² Es ist wie verhext: trotz eifrigster Bemühungen war über den Dichter Ludwig Dilsner absolut *nichts* zu ermitteln! Nicht einmal erwähnt wird er in den Registern und Verzeichnissen, die man in solchen Fällen üblicherweise zu Rate zieht. Wäre seine *Jasminblüthe* nicht wenigstens in den damaligen Bibliografien des Börsenvereins (Kayser, Hinrich) verzeichnet, könnte man Dilsner für eine Erfindung von Numa Praetorius halten. – Ähnliches undurchsichtig verhält es sich mit dem *Jasminblüthe*-Verlag Berndt & Klette: Im *Offiziellen Adressbuch des Deutschen Buchhandels und der verwandten Geschäftszweige* gib es in den Ausgaben 1899 bis 1902 immerhin die beiden folgenden Einträge: **Berndt, Wilh. R., Verlh. in Berlin W., Wilhelmstr. 44** sowie **Berndt & Klette, Kunstverlag u. Gross-Antiq. in Berlin W., Wilhelmstr. 44**. Seit 1900 gibt es auch Telefon: Fernspr. IX, 6713

völlig unbekanntem Verlag Berndt & Klette als Buch erschienen. Neuerdings hat der Schwulenhistoriker Paul Sniijders große Teile der *Jasminblüthe* in einem holländischen Aufklärungstraktat (v.Römer 1904: 35-50) wiederentdeckt. Diese ebenfalls im vorliegenden Heft abgedruckten Fragmente vermitteln einen erheblich besseren Eindruck von der originalen Gestalt des Dramas als Numas Bericht von 1901.

Sie belegen übrigens auch, dass das, was die beiden US-amerikanischen Literaturwissenschaftler Jones und Senelick zum Stück äußern (es sind bisher die beiden einzigen Äußerungen überhaupt), nicht wirklich zutreffen kann. So sehen beide *Jasminblüthe* von einer Homosexualitätstheorie Magnus Hirschfelds abhängig. »*Jasminblüthe* is prefaced with a lengthy apologetic essay that in many respects echoes Hirschfeld's 1897 petition to modify §175 [...] Dilsner [...] clearly espoused the position of Hirschfeld.« (Senelick 1993: 213 f.) Jones sieht sogar medizinische Diskurse am Werk: »*Jasminblüthe* [...] explains what homosexuality is and how it is to be viewed, using as its basis for argument the medical theories, especially Hirschfeld's« (Jones 1990: 176). Die Annahme, Dilsner habe sich einer Theorie Hirschfelds bedient, lässt sich nirgendwo durch den Text stützen, den die beiden Amerikaner interpretieren. Sie ist zudem unwahrscheinlich, denn zu der Zeit, als Dilsner sein Drama schrieb (ca. 1897/98), war Hirschfelds Ansicht zur Homosexualität in der Öffentlichkeit so gut wie unbekannt. Zudem gab es zahlreiche andere apologetische Schriften, die Urningsliebe als natürlich, gesund, ehrbar und dergl. beschrieben. Ganz abwegig ist Jones' Behauptung, Dilsner würde »medical theories« verwenden. Dilsner entlarvt allenfalls medizinische Ansichten zur Homosexu-

alität, etwa wenn er einen Doktor auftreten lässt, der dem schwulen Helden die heterosexuelle Ehe und harte Arbeit als Heilmittel empfiehlt (vgl. Praetorius 1901: 435).

Im Zentrum des Dramas stehen offensichtlich das Gespräch des Helden mit einem evangelischen Pastor, wobei allenfalls theologische Argumente ins Spiel kommen, ferner die Auseinandersetzung mit der Verlobten über Heirat oder Selbstmord, und auch da geht es um alles andere als um Medizin, es ist eher ein Disput über die Ibsensche Lebenslüge, die hier an dem neuen Sujet Urningsliebe durchgespielt wird.

In eigener Sache: ein pädophiler Sadist

F.A. Adolfs Drama *In eigener Sache* ist in mehrfacher Hinsicht anders als die fünf anderen. Während die schwulen Helden in den andern Stücken durchweg von der verständnislosen und grausamen Umwelt zu Tode gehetzt werden, geht Dr. Auer am Ende hinaus ins Freie (»Er geht rasch ab.«). Zuvor hatte er sich vor aller Welt mit sehr viel Pathos zu seiner Veranlagung bekannt und verkündet, er wolle künftig nur noch seinen Hunger nach Ruhm stillen, indem er für »Gerechtigkeit« und »Schönheit« kämpfen werde. Auch sagt er sich von seiner bisherigen Überzeugung los, es handle sich dabei um eine Krankheit: »Die Gesellschaft verdient nicht, dass ich ihrethalben lüge! – Was ich bisher ängstlich verborgen habe, werde ich fortan frei verkünden, laut werde ich es hinausschreien in alle Gassen, – den Heuchlern lachend in die entsetzten Fratzen schleudern! – (Pause) Da habe ich mich jahrelang mit der Frage gequält: Unheilbar oder heilbar? – Das war unsinnige Zeitvertrödelung! (froh, schreiend:) Ich bin ja überhaupt nicht krank! (Allgemeines Erstaunen.)

Ich bin nur anders wie andere Männer.« (Adolf 1904: 167 ff.) Mit diesen Worten beendet Dr. Auer die Behandlung bei Dr. Kraft, der ihn mittels Hypnose und dem Rat zu heiraten, heilen wollte.

Dr. Auer ist kein gewöhnlicher Schwuler, er liebt wie schon die Helden in Adolfs erzählender Prosa kleine Jungen (vgl. Herzer 1995). Er ist zudem nicht einfach pädophil, sondern obendrein ein pädophiler Sadist, der aber seine Sexfantasien noch nie ausgelebt hat und am Schluss des Stückes erklärt, weiterhin jedweden Sex entsagen zu wollen. Bald nachdem er auf einer Teegesellschaft den kleinen Ernst traf (»Ernst ist ein 15jähriger frischer Junge, trägt noch Knabentracht, dunkles Matrosengewand mit Kniehosen.«), beichtet er einem Freund seine Empfindungen: »Hast du nicht gesehen, welchen Eindruck heute der Kleine, der Ernst, auf mich gemacht hat? (entzückt:) Das ist ein fescher, fescher Bub! – Ein strammer Kerl ... Als ich ihn da vorhin an mich gepresst hielt, als ich sein heisses Blut durch sein kindisches Gewand an meinen Fingerspitzen pochen fühlte, – ah, da kam's wieder über mich, – da konnt' ich mich kaum zurückhalten ... da hab' ich ihn küssen wollen – oder peitschen, ... küssen auf sein goldiges Haar, den frischen Mund, peitschen über die schönen, graziösen Beine ... (mit Wollust das Wort betonend:) ja peitschen! – (Pause.– Krampfende Fingerbewegungen.) Peitschen und küssen! Aber beides bis aufs Blut! – (mit verzerrtem Gesicht:) ... Wie ich die Peitsche sausen sehe über den schlanken blühenden Leib! ... Wie sie niederkracht auf die im Krampf gestreckten Glieder! ... (mühsam zwischen den Zähnen herauspressend, in wildester Gier:) Die Strümpfe lösen sich und jeder Hieb gibt einen blutigroten Striemen auf dem weissen, zarten,

zuckenden Fleisch! – Ach!« (Adolf 1904: 40 ff.) Das Stück enthält noch einige ähnlich extreme und dramatisch geglückte Stellen, die Gesamtkonstruktion ist aber derart unwahrscheinlich und schwach, dass sich Numa Praetorius zurecht an ein »Opernlibretto« erinnert fühlt und resümiert: »Das Drama scheint das Werk eines Anfängers, manche Ansätze zu dramatisch interessanten Entwicklungen und ein gewisses Geschick zu theatralischem Dialog sind vorhanden, können aber über die zahlreichen Mängel des Stückes nicht hinweghelfen.« (Praetorius 1905: 873)

Wahrheit & Fehler & 3 schwule Literaturwissenschaftler

Alle drei Literaturwissenschaftler – Jones, Senelick und Borchers –, die sich zur unaufgeführten schwulen Agitpropdramatik der Kaiserzeit äußern, beziehen sich etwas näher auf die beiden Stücke *Wahrheit* und *Fehler*, von Moldau und Hirschberg, offensichtlich weil beide Texte relativ leicht in öffentlichen Bibliotheken zu finden sind. Alle drei bieten aber kaum mehr als annähernd korrekte Kurzinhaltsangaben. Jones und Senelick rügen, dass die schwulen Helden in beiden Stücken gemäß einer angeblich »Hirschfeldien thesis« konstruiert seien, nach der »there was a homosexual nature independent of environmental or hereditary factors, which was both compulsory and compulsive« (Senelick 1993: 216) oder einfach dem »medical discourse« unterworfen. Und was tut dieser »discourse«? Er »stamps homosexuality as different and presents the homosexual character as a figure tragically and unjustly condemned to an affection which merely expresses his innate nature« (Jones 1990: 188). Während sich Jones mit der Vergabe des Negativurteils »medical discourse« begnügt und eine Urteils-

begründung offensichtlich für überflüssig hält, bemüht Senelick sich um eine Argumentation, die aber auf zwei Irrtümern beruht: »Despite this insistence on the inner emotional drives of the characters, the catastrophe that invariably results, however, is precipitated not by internal contradictions but from without by a blackmailer or a forced marriage. Because the protagonist is isolated, never shown in company with an equal who shares his predilections, the »naturalness« of his feelings remains undemonstrated. Complex psychological states and questions of interpersonal relationships are reduced to crude, stagy clichés.« (Senelick 1993: 216)

Irrtum Nr. 1 ist die Annahme, der dramatische Konflikt müsse im Inneren des Helden entstehen; Senelick versteht nicht, dass der Widerspruch, der zum Untergang des Helden führt, zwischen Innen und Aussen, zwischen der Unfähigkeit zur Hetero- und dem Verlangen nach Homosexualität einerseits und der Verdammung letzterer durch die Außenwelt andererseits stattfindet. Von der Spannung, die dieser Widerspruch erzeugt, leben beide Stücke.

Irrtum Nr. 2 liegt in der Behauptung, in *Wahrheit* sei der Protagonist »never shown in company with an equal who shares his predilections«. Dabei stehen doch gerade die Szenen, in denen die beiden Liebenden Hector und Theodor über Glück und Gefährdung der schwulen Liebe sprechen, im Zentrum des Dramas; wenn Senelick moniert, schwuler Gefühlsausdruck »remains undemonstrated«, dann vermisst er doch wohl nicht beischlafähnliche Handlungen auf der Bühne?

Borchers, der jüngste der literaturwissenschaftlichen Kritiker, lässt kein gutes Haar an beiden Stücken. Er tadelt, dass »die auf-

klärender Momente [...] von Mitleidseffekten überlagert« seien, bemängelt eine pathetische Einfärbung und eine übermäßige Fixierung »auf die Gefahr der Erpressung und den ›Fehler‹ des Gesetzes, diese ›Unglücklichen‹ zu bestrafen«; ferner vermisst er »eine alternative Perspektive« und rügt »ein ›Muß‹ des Selbstmordes – um welchen Preis auch immer« (Borchers 2001: 56 f.) Offensichtlich hält Borchers es nicht für erforderlich, seine Einwände zu begründen. Er scheint auf Leser zu hoffen, denen, wie ihm selbst, die ganze Richtung nicht passt und die Pathos auf jeden Fall für unangebracht halten.

Ein Gesichtspunkt, den Numa Praetorius trotz aller Einwände gegen *Fehler* hervorhebt und den die drei modernen Kommentatoren nicht berücksichtigen, (vielleicht doch Senelick, wenn er stagy clichés beanstandet?) betrifft die Frage der Bühnenwirksamkeit, die nur durch eine Auf-führung entschieden werden kann: »Das ganze Drama erscheint daher auch zu skizzen-, zu schemenhaft. Vielleicht kommt ihm aber eine – nur bei der Auf-führung richtig zu beurteilende – schätzenswerte Bühnenwirksamkeit zu. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß ein Theaterdirektor des aktuellen [...] Themas wegen die Probe einer öffentlichen Aufführung wagte.« (Praetorius 1908: 605).

Enterbt: Drama eines Enterbten des Liebesglücks

Zum Titel seines Stücks hat Ewers offensichtlich Otto de Joux' Buch von 1893 *Die Enterbten des Liebesglückes* inspiriert. Das legen die letzten Worte nahe, die cand.med. Michels (bezeichnenderweise mit dem schönen Vornamen Magnus) am Ende zum bösen Staatsanwalt Ahlfeld spricht, der den schwulen Land-

gerichtsrat in den Selbstmord getrieben hatte: »Die Liebe wächst in unserer Zeit, sie will auch die Enterbten nicht mehr zurückstoßen!«

Ahlfeld ist aber zu der Intrige, die den schwulen Helden zur Selbst-tötung veranlasste, von dessen frustrierter Gattin angestiftet worden. Als diese, die mit Ahlfeld eine ehebrecherische, damals strafbare Beziehung unterhielt, fürchten zu müssen glaubte, ihr schwuler Mann werde ihren 18-jährigen blondlockigen Sohn zur Unzucht verführen, und als sie fürchtete, ihr Mann wisse von ihrem Ehebruch, zeigte sie ihn bei Staatsanwalt Ahlfeld wegen Verdachts auf inzestuöse widernatürliche Unzucht (§§ 173 und 175) an. Noch am gleichen Tag, an dem die Anzeige bei Ahlfeld eintraf, wollte er, unterstützt von zwei Polizisten, persönlich den Landgerichts-rats verhaften. Als dieser die Hintergründe erfuhr, ging er in sein Arbeitszimmer und erschoss sich dort.

In seinen besten Augenblicken, wenn der Hass der Gattin auf ihren Mann zum Ausdruck kommt, der sie nur geheiratet hatte, weil er hoffte, durch die Ehe »geheilt« zu werden und an ihr Millionenvermögen zu gelangen, erreicht das Drama beinahe strindbergsche Größe. Leider steht aber nicht die Ehefrau des Schwulen, sondern dieser selbst und sein trauriges teils selbstverschuldetes Schicksal als lebenslang entsagender keuscher Schwuler, der eine ahnungslose Frau, die ihn liebte, unglücklich gemacht hat, im Zentrum des Geschehens und schwächt so die Theaterwirksamkeit erheblich.

Der fremde Gott:

Hochzeitsvorbereitungen auf dem Lande

In der kleinen Schar der Dramen, um die es hier geht, scheint mir das »Familiendrama« *Der fremde*

Gott am schwächsten. Die Szene ist eine fast bankrotte Gutsbesitzerfamilie, die sich durch die Heirat des einzigen Sohnes Gustl mit einer reichen Frau zu sanieren hofft. Am Tag vor der Eheschließung gesteht dieser Sohn seinem Vater, dass er schwul ist und deshalb nicht heiraten, sondern sich erschießen will, was er am Ende tatsächlich tut. Helene, die Braut, »bricht ohnmächtig zusammen«, als sie von dem Selbstmord erfährt. Kurz vorher begann ein Gewitter und die Großmutter des Selbstmörders starb an Altersschwäche. Es ist nicht nur die über weite Strecken extrem läppische Sprache der Dialoge, durch die *Der fremde Gott* verdorben ist, es ist auch die unzulängliche Motivierung des Freitods. Der schwule Jüngling erklärt zwar wortreich seinem Papa und den Lesern/Zuschauern, warum es notwendig ist, sich am Tag der Hochzeit zu erschießen. Plausibel oder gar zwingend erscheint das Ende aber keineswegs. In Hirschbergs *Fehler* macht die erfolgreiche Erpressung, die den Schwulen vor seiner Gattin als eine Art Betrüger bloßstellt, den Selbstmord noch halbwegs verstehbar. Dem Autor von *Der fremde Gott* stehen derartige dramaturgische Mittel nicht zur Verfügung. Gustl nennt als einziges Selbstmordmotiv, ihm fehle »eine tüchtige Portion Lebenslust« (Reddi 1907: 56) und er sei »verloren« (ebd.) Dies glaubt er, weil er fürchtet, künftig sein Verlangen nach einem Geliebten nicht mehr unterdrücken zu können (»Bisher hab ich gekämpft und mein Blut bezwungen. – Ja, ich hab mit diesem fremden Teufel oder Gott in mir gekämpft. Aber wer bürgt mir für die Zukunft!« (ebd.)) Gustls Entschluss, auch in Zukunft niemals Sex mit einem Mann haben zu wollen, ist wohl tatsächlich nur in einem »ehrlichen Tod« zu verwirklichen. Eine wesentliche Schwäche des Stücks liegt aber

darin, dass es nicht gelingt, diesen Entschluss als alternativlos und zwangsläufig zu erweisen. Wenn Gustl den Vorschlag seines Vaters, nach Amerika auszuwandern, mit einer etwas wirren Redensart verwirft, statt ihn ernsthaft zu erwägen, dann heißt das nur, der Autor will seinen schwulen Helden am Ende auf alle Fälle sterben sehen, ohne Rücksicht auf die Regeln einer dramaturgischen Logik. Für die Theaterpraxis wird *Der fremde Gott* damit unbrauchbar. Dass das »Theater des Eros« nach dem Krieg trotzdem eine Aufführung gewagt hat (Püttmann 1921), wirft wohl eher ein bezeichnendes Licht auf dieses Unternehmen, als dass es verborgene Qualitäten in Reddis »Familiendrama« vermuten lässt.

Literatur

Adolf, F.A. (1904): In eigener Sache. Drama. Strassburg i.E.

Anonym (1907): Der fremde Gott betitelt sich ein Familiendrama...., in: Monatsbericht des Wissenschaftlich-humanitären Komitees, Nr. 5, 1.Mai 1907: 95-96

Borchers, W. (2001): Männliche Homosexualität in der Dramatik der Weimarer Republik. Köln, Univ., Diss. [Elektronische Ressource]

Ewers, H.H. [1905]: Enterbt. Drama in vier Akten. Mit einer Einführung von Geh. Medizinalrat Dr. Eulenburg. Berlin

Herzer, M. (1993): [Rez. zu] Kugel, Der Unverantwortliche, in: Capri 16: 43-44

Herzer, M. (1995a): „Ungewöhnliche Liebesgeschichten“ – ein früher gelungener Versuch, den Sex mit Kindern zu literarisieren, in: Capri Nr. 18: 2

Herzer, M. (1995b): Stimmen aus dem Wissenschaftlich-humanitären Komitee zum Sex mit Kindern. Nachträge zu den „Ungewöhnlichen Liebesgeschichten“, in: Capri Nr. 19: 26-29

Herzer, M. (1997): Namenlose Liebe – Homosexualität und Literatur, in: Goodbye to Berlin? 100 Jahre Schwulenbewegung: 54-57

Jones, J.W. (1990): "We of the Third Sex". Literary representation of homosexuality in Wilhelmine Germany. New York u.a.

Kugel, W. (1992): Der Unverantwortliche. Das Leben des Hanns Heinz Ewers. Düsseldorf

Pfäfflin, F. & M. Herzer (1998): Monatsberichte des Wissenschaftlich-humanitären Komitees 1902 und 1903, in: Capri Nr. 26: 2-21

Praetorius, N. (1901): [Rez. zu] Dilsner, Ludwig: „Jasminblüthe“. Drama in 5 Akten. Mit einem Vorwort, in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jg. 3: 431-438

Praetorius, N. (1905): [Rez. zu] Friedrich, August Adolf [!], In eigener Sache (Drama), in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jg. 7: 871-873

Praetorius, N. (1908): [Rez. zu] Hirschberg, Herbert, Fehler (Dramatische Studie in 3 Aufzügen, in: Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jg. 9: 604-605

Püttmann, E.O. (1921): Theater des Eros, in: Die Freundschaft Nr. 50: [14]

Reddi, F. (1907): Der fremde Gott. Ein Familiendrama in einem Aufzuge. Leipzig

Römer, L.S.A.M.von (1904): Ongekend leed. De physiologische ontwikkeling der geslachten in verband met de homosexualiteit. Amsterdam

Senelick, L. (1993): The homosexual as villain and victim in fin-de-siècle drama, in: Journal of the history of sexuality, vol. 4: 201-229

SCHWULES TENDENZTHEATER DER KAISERZEIT (TABELLARISCHE ÜBERSICHT)

AUTOR, TITEL, IMPRESSUM	REZENSIONEN	SOZIALE STELLUNG DES HELDEN	BLACKMAILING? THE END
Ludwig Dilsner: Jasminblüte. Drama in fünf Akten. Mit einem Vorwort. Berlin: Verlag von Berndt & Klette [1898]. 111 S.	Numa Praetorius, Jahrb.f.sex. Zwischenst. 1901: 431-438	Rudolf Welcker, Sohn eines Oberlehrers, im 1. Akt Gymnasiast, später in einem nicht genannten Beruf erfolgreich	Der Held wehrt sich erfolgreich gegen versuchte Erpressung des »kräftigen Arbeiters Schröder«, erschießt sich aber später aus unklaren Motiven.
Friedrich August Adolf: In eigener Sache. Drama. Straßburg i.E.: Verl. von Josef Singer 1904. 197 S.	Numa Praetorius, Jahrb.f.sex. Zwischenst. 1905: 871-873	Dr. Heinrich Auer, Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses, 35 Jahre alt	Erpressungsversuch wird abgewehrt. Kein Selbstmord. Offenes Ende
Hanns Heinz Ewers: Enterbt. Drama in vier Akten. Mit einer Einführung von Geh. Medizinalrat Dr. Eulenburg. Berlin: Alfred Michow Verlagsges. m. b.H. [1905] 59 S. Nicht in den Buchhandel gelangt. Es sind nur Korrekturbögen aus dem Ewers-Nachlass im Düsseldorfer Heinrich-Heine-Institut bekannt.	Monatsbericht des WhK, November 1903 erwähnt, dass Ewers im WhK aus einem Drama vorlas, »in dem er das uralte Problem behandelt«.	Landgerichtsrat Dr.jur. Ewald Riemerschmidt, 46 Jahre alt	Der Held erschießt sich, als er durch die Intrige seiner frustrierten Ehefrau und ihres Liebhabers wegen widernatürlicher inzestuöser Unzucht mit seinem 18-jährigen Sohn verhaftet werden soll
Herbert Hirschberg: „Fehler“. Dramatische Studie in 3 Aufzügen. Straßburg i.E. und Leipzig: Verl. von Josef Singer 1906. 75 S.	Numa Praetorius, Jahrb.f.sex. Zwischenst. 1901: 604-605	Dr. Edmund Manhardt, Assessor in Berlin	Selbstmord des Helden durch Erschießen, nachdem der Erpresser auch die Ehefrau erpresst.
Franz Reddi: Der fremde Gott. Ein Familiendrama in einem Aufzug. Leipzig: Max Spohr 1907. 66 S.	Monatsbericht des WhK, 1907: 95-96	Gustav Freiherr von Fohrbach, Offizier der Kavallerie	Selbstmord des Helden durch Erschießen am Tag seiner Heirat. Keine Erpressung.
Siegfried Moldau: Wahrheit. Schauspiel in 4 Akten. Leipzig: Max Spohr 1907. 68 S.	Numa Praetorius, Jahrb.f.sex. Zwischenst. 1911: 95; [Anonym:] Monatsbericht des WhK 1907: 172-173	Graf Hektor von Hemstedt, ohne Beruf, anscheinend wohlhabender Rentier	Geschwächt von 2-jähriger Gefängnishaft und den Seelenqualen, die ihm ein Erpresser und die eigene Familie bereiteten, stirbt der Held in den Armen seines Geliebten.

NACHSCHRIFT: Zwar handelt es sich bei den beiden Mini-Dramen *Frühlingswunder* von Hanns Fuchs und *Über die Stufen von Marmor* von Sagitta (John Henry Mackay) in gewissem Sinne ebenfalls um schwules Agitprop-Theater, dennoch habe ich beide hier nicht berücksichtigt. Untereinander recht ähnlich, unterscheiden sie sich aber grundlegend von den anderen. Sie wurden offensichtlich nicht in der Absicht verfasst, jemals auf einer Bühne gespielt zu werden, eher als Erbauungslektüre für einsame Uranier. Es sind Dialoge zweier schwuler Männer als Vorbereitung zum Geschlechtsverkehr, den sich der Leser dann als Happyend, nachdem der Vorhang gefallen ist (Fuchs: »Der Vorhang fällt«; Sagitta: »Der Vorhang schließt sich hinter ihnen dicht.«), vorstellen soll. Gesellschaftliche und historische Bezüge sind weitgehend ausgeblendet, ohne dass sie an die offensichtlichen zeitgenössischen Vorbilder des symbolistischen Dramas wirklich heranreichen: wilhelminischer Softporno-Kitsch.

Frühlingswunder ist 1904 erschienen in Fuchs' Sammlung *Sinnen und Lauschen*, *Über die Stufen von Marmor* erschien erstmals 1913 in der Gesamtausgabe der »Bücher der namenlosen Liebe«.



Der folgende Text ist eine deutsche Rückübersetzung einer Passage aus der holländischen Broschüre »Ongekend leed, de physiologische ontwikkeling der geslachten in verband met de homosexualiteit« von Lucien von Römer, die 1904 in Amsterdam erschienen ist. Es muss ja leider angenommen werden, dass der Text von Ludwig Dilsners Drama »Jasminblüthe«, der 1898 oder 1899 in dem Berliner Verlag von W.R. Berndt & Klette erschien, heute unwiederbringlich verloren ist. Alle einschlägigen Nachforschungen blieben bisher vergeblich. Wenn man bedenkt, dass »Jasminblüthe« in der deutschen dramatischen Literatur und wohl auch darüber hinaus in der Weltliteratur eine geradezu revolutionäre Neuheit bedeutete, kann man es umso mehr schätzen, dass kürzlich der Schwulenhistoriker Paul Snijders aus Den Haag die folgenden umfangreicheren Bruchstücke des Dramas in der erwähnten Broschüre von Römers entdeckte. Sie vermitteln trotz der durch Übersetzung und Rückübersetzung bedingten Verfälschungen immerhin noch einen genaueren Eindruck des Werkes als die bisher allein bekannte Inhaltsangabe in der Besprechung von Numa Praetorius im Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen, Jahrgang 1901, Seite 431-438.

Ludwig Dilsner / L.S.A.M. von Römer

JASMINBLÜTHE / JASMIJNBLOESEMS

Der erste Aufzug beginnt mit einem Streitgespräche über Homosexualität zwischen dem Lehrer Welcker und seinem Freund Dr. Lerche, einem Gymnasiallehrer. Welcker hat eine Broschüre darüber gelesen und ist empört, wohingegen Dr. Lerche milder urteilt. Dr. Lerche zeigt Welcker, um ihm seine Meinung zur Entwicklung der Homosexuellen zu verdeutlichen, an einem Zweig Jasmin, eine Blüte, bei der eine Übergangsform zwischen Staubblättern und Blütenblättern zu sehen ist. Welckers Söhne Rudolf und Hans, zwei kerngesunde Jungen, kommen herein, und während Rudolf ruhig und still ist, ist Hans ein richtiger Wildfang. Gegen Ende dieses Aufzugs wird Rudolfs urnalische Natur deutlich. Ein Pferdewagen kommt vorbei und Rudolf schaut aufmerksam hinaus. Hans, der das bemerkt, lacht ihn aus und fragt ihn, was für schöne Dinge er dort sieht.

RUDOLF: Ach, nur einen Wagen.

HANS: Aber Rudi, einen Wagen hast du doch schon oft gesehen.

RUDOLF: Dann vielleicht die Pferde.

HANS: Sind die so schön?

RUDOLF (abwesend): Ja.

HANS: Dann will ich sie auch sehen. Nennst du das schöne Pferde? Du verstehst überhaupt nichts von Pferden!

DR. LERCHE: Jungens, was gibt es?

HANS (lachend): Sehen Sie nur, Rudi will mir weismachen, dass das schöne Pferde sind; diese ausgemergelten Gäule!

DR. LERCHE (schaut hinaus. Dann sieht er Rudolf aufmerksam an und sagt mit Nachdruck): Aber der Kutscher ist schön und jung.

RUDOLF (Lerches Blick ausweichend, zögernd): Ja, vielleicht ist der schön.

Der zweite Aufzug, der mit einigen für uns weniger wichtigen Themen beginnt, bietet dann eine der ergreifendsten Schilderungen urnalischen Leids, die ich kenne. Ort der Handlung ist bemerkenswerterweise das Studierzimmer des Pfarrers Bethmann.

BETHMANN: Willkommen, junger Freund. Es freut mich wirklich, dass Sie Ihren Seelenhirten wieder einmal besuchen. Wie geht es Ihren lieben Eltern und Ihrem Bruder? Alle wohlauf?

RUDOLF: Ja, Herr Pfarrer, danke der Nachfrage. Allen geht es gut. Aber bitte, sprechen Sie mit mir wie früher, lassen Sie das „Sie“ weg. Ich glaube, dass es mir dann leichter wird, Ihnen das zu sagen, was ... ich ... Ihnen anvertrauen möchte.

BETHMANN: Ausgezeichnet, lieber Rudolf. Ich werde dich wie meinen Sohn behandeln. Es ist schön, dass du mir so vertraust. Das ist heutzutage selten bei Jungen in deinem Alter. Aber du bist ja immer schon ein braver, ernsthafter Junge gewesen. Was willst du mir sagen? Brauchst du meinen Rat?

RUDOLF: Ja, Herr Pfarrer, es geht um eine sehr ernste Angelegenheit, – ich fürchte fast, sie ist zu ernst.

BETHMANN: Es ist dir doch kein Unglück geschehen?

RUDOLF: Bisher ... noch nicht.

BETHMANN: Sag mir dann, was es ist. Aber setz dich erst einmal und trink ein Glas Wein. Das wird dir gut tun. Du bist ja kreidebleich. – Nun also, auf deine Gesundheit!

(Rudolf trinkt ganz wenig, ohne etwas zu sagen.)

BETHMANN: Wenn du dich jetzt etwas besser fühlst, dann sprich. So schlimm wird es schon nicht sein.

RUDOLF: Es ist schlimmer als schlimm, Herr Pfarrer, denn es ist gegen die Gewohnheit!

BETHMANN: Sprich dann von dem Ungewöhnlichen..

(Rudolf rutscht auf seinem Stuhl hin und her und blickt starr vor sich hin.)

BETHMANN: Fang nur an. Ich höre.

RUDOLF: Herr Pfarrer, Sie werden selbst sagen: Hör auf! Denn sehen Sie, ich möchte mit Ihnen über das sechste Gebot sprechen.

BETHMANN: Was? Du hast dich doch nicht etwa mit einem Mädels eingelassen, du, der Sohn einer ehrbaren Familie!

RUDOLF: Ach Herr Pfarrer, wenn es das nur wäre – wenn es das nur wäre!

BETHMANN: Rudolf, du machst mir angst! Sag doch endlich, was das für ein schreckliches Geheimnis du hinter diesem ›Wenn es das nur wäre‹ verbirgst! Was kann denn noch schlimmer sein?

RUDOLF: Es ist mehr und es ist etwas ganz anderes. Denn, Herr Pfarrer, wer sich mit den Mädels einlässt, der kann die Mädels doch richtig lieb haben, der kann fühlen wie andere Männer. Das kann ich nicht!

BETHMANN: Nun, mein lieber junger Freund, dann ist doch alles in Ordnung. Siehst du, das darfst du auch noch nicht. Du bist noch viel zu jung für die Liebe. Warte noch ein bisschen, mit den Jahren kommt das ganz von selbst.

RUDOLF: (düster) Bei mir wird es niemals kommen. Denn das andere ist schon da und braucht gar nicht mehr zu kommen.

BETHMANN: (beunruhigt) Was für ein anderes? Was gibt es denn noch?

RUDOLF: Ja, Herr Pfarrer, es ist ein Gefühl ... wie soll ich es nennen? Ich weiß es nicht. Aber eines weiß ich bestimmt, dass ich niemals in meinem Leben eine Frau lieben kann, aber ...

BETHMANN: Schweig. – Was fällt dir ein! Das ist etwas, wovon du noch nicht sprechen darfst. Dafür bist du noch zu jung.

RUDOLF: Herr Pfarrer, wenn die Natur mich nicht für zu jung hält, um diese Gefühle in mir zu wecken, dann glaube ich nicht, dass ich zu jung sein kann, um darüber zu sprechen. Und wenn ich nicht sprechen darf, dann kann mir auch

keiner einen Rat geben – ich kam aber, um Rat zu erhalten.

BETHMANN: Sprich also. Ich will dir zuhören und zu vergessen versuchen, dass du so jung bist! Ich weiß nicht, ob ich gut daran tue. Aber ich mag dich und wenn ich kann, will ich gerne helfen. Denn es sei ferne von mir, dass ich dich mit deiner Gewissensnot allein lasse und dich ohne Rat und Hilfe von mir stoße, dich in Nacht und Verzweiflung allein lasse. Sag mir also, was du auf dem Herzen hast. Vielleicht kann ich dir die Last deiner Sorgen erleichtern.

RUDOLF: Einmal hatte ich nachts einen seltsamen Traum. Ich sah mich an einem Fluss und aus dem Wasser tauchte die Gestalt eines schönen Jungen auf. Er reckte sich der Sonne entgegen, um sich zu trocknen. Dann war es mir, als würden meine Augen von drei Sonnen geblendet, so herrlich strahlte diese Menschengestalt, die ich noch nicht begriff. Auch er schien mich mit gleicher Aufmerksamkeit anzuschauen. Schnell kleideten wir uns an. Unsere Seelen flogen aufeinander zu, und unter den feurigsten Küssen schworen wir ewige Freundschaft. Doch als ich erwachte, da blieb der Traum und wollte nicht mehr von mir weichen, wie das sonst mit Träumen am anderen Morgen geschieht, wenn das helle Tageslicht sie verscheucht – und später wurde mir klar, dass es gar kein Traum war!

BETHMANN: (erschrocken) Was willst du damit sagen?

RUDOLF: Dass ich, Herr Pfarrer, nicht so bin wie die anderen meines Alters und meines Geschlechts. Die laufen den Frauen nach, und ich – liebe den Mann. Nun wissen Sie alles.

BETHMANN: Rudolf, das ist unmöglich, das kann nicht sein! Das ist ein bloßes Hirngespinnst. Du verlierst dich an ein Wahnbild.

RUDOLF: Nur dass dieses Wahnbild so unglaublich viel von der Wirklichkeit enthält, dass ich es nicht mehr abschütteln kann. Und auch Sie werden es glauben müssen, denn was Ihnen unmöglich scheint, ist für mich möglich geworden, ja mehr noch: es ist die nackte Wahrheit!

BETHMANN: Das kann ich nicht verstehen.

RUDOLF: Anfangs habe ich es auch nicht begriffen und versuchte, es aus meinem Kopf zu vertreiben. Doch die Natur war stärker als ich. Sie brachte alles in mir zum Schweigen, was sich dagegen sträubte.

BETHMANN: Hast du denn auch dagegen angekämpft?

RUDOLF: Ja, Herr Pfarrer, mit meiner ganzen Kraft. Ich wusste genau wie Sie, dass dieses Gefühl, das über mich kam wie ein Dieb in der Nacht, von allen verachtet und verflucht wird, weil es widernatürlich zu sein scheint. Darum wollte ich es, als es entstand, unterdrücken, Herr Pfarrer. Kampflos habe ich mich nicht ergeben.

BETHMANN: Aber hast du wirklich ernsthaft gekämpft?

RUDOLF: Ja, Herr Pfarrer, mit allen Mitteln, die ich zur Verfügung hatte. Ich habe mich bemüht, an der Schönheit der Frauen Gefallen zu finden – an ihren Körpern, an ihrem Wesen. Ich habe mich gezwungen, mitzumachen bei dem albernen Gehabe der anderen Jungen, wenn sie stundenlang durch die Straßen einem Mädchen mit einem Zopf nachliefen. Ich habe ...

BETHMANN: Junge, du verstehst mich falsch! Mit meinem ›Kampf‹ meine ich nicht die sündigen Dinge, die menschlicher Wahn ersinnt, um den Teufel mit dem Beelzebub auszutreiben. Was ich meine, ist etwas Höheres, das Allerhöchste: das einzige Mittel, das dir helfen kann: das Gebet. Hast du gebetet?

RUDOLF: Ja!

BETHMANN: Mit aller Ernsthaftigkeit und ohne nachzulassen? Bist du nicht müde geworden? Hast du gerungen mit deinem Gott?

RUDOLF: Herr Pfarrer – das alles habe ich getan und es hat mir nicht geholfen.

BETHMANN: Nein, nein. Dann hast du es nicht richtig gemacht. Das Gebet hilft immer. Es ist unmöglich, dass ein christliches Gebet, aus reinem Herzen und in höchster Not gesprochen, droben ungehört bleibt.

RUDOLF: Herr Pfarrer, Sie mögen mit allem, was Sie sagen, recht haben. Aber wenn es gegen die Natur geht, dann hilft auch kein Gebet.

BETHMANN: O, welch ein unseliger Irrtum, mit dem du die warnende Stimme deines Gewissens zum Schweigen bringen willst! Wo denn in der Heiligen Schrift steht geschrieben, dass das Gebet nicht auch gegen die Natur hilft? Sieh dich doch um: kämpfen nicht Tausende den selben Kampf wie du?

RUDOLF: Und fallen nicht Tausende in diesem ungleichen Kampf?

BETHMANN: Ich sage dir: nein! Ich will die Priester der anderen Kirche nicht loben, aber siehst du nicht, dass sie unverheiratet bleiben und keusch ihr ganzes Leben lang? Darum sei auch du keusch durch die Kraft des Gebets unter Gottes gnädiger Hilfe. Das ist die einzige

Antwort, die ich dir geben kann. Eine andere weiß ich nicht und will ich nicht wissen.

RUDOLF: Ihr schickt mich in einen Kampf, in dem ich selbst schon viele habe fallen sehen, die vorher gute und edle und fromme Menschen waren. Ich möchte aber lieber nicht in diesem Kampf zugrunde gehn.

BETHMANN: Das wirst du auch nicht. Du wirst siegen! Die Lust des Fleisches, die sich sündig in dir regt, wirst du unterdrücken. Du wirst die Natur beherrschen und nicht ihr Sklave sein. Tausende und Abertausende haben das gekonnt, warum solltet du das nicht auch können?

RUDOLF: Herr Pfarrer, ich möchte nicht an Ihrem Glauben zweifeln. Aber mir ist, als hätte ich immer gehört, dass die gewaltsam unterdrückte Natur sich später desto ärger rächt und dann zu Schreckenstaten führt, vor denen man erzittert. Darum will ich lieber den Forderungen der Natur nachgeben als sie nur scheinbar zu unterdrücken. Dann nämlich kehrt sie später wieder zurück und nimmt sich mit Gewalt viel mehr, als sie sonst genommen hätte. Dann aber gibt es kein Entrinnen mehr, dann muss man sich fügen.

BETHMANN: Ach, wie schön und lieblich das klingt! Ich sage dir aber: nein und wieder nein! Du sollst die Natur bändigen, du sollst, du sollst! Und es wird dir auch gelingen!

RUDOLF: Und wenn es mir nicht gelingt? Was dann?

BETHMANN: Dann wirst du zumindest immer und immer wieder versuchen, Herr über deine Neigungen zu werden. Schon der Versuch hat seinen Wert. Du kannst dich doch nicht einfach hilflos treiben lassen!

RUDOLF: Das Versuchen, Herr Pfarrer, liegt hinter mir. Und was hat es genutzt? Es wird von einer frommen Nonne erzählt, sie habe sich nackt in eine Dornenhecke geworfen und sich darin gewälzt, als sie das Erwachen ihrer Lust spürte. Dieses äußerste Mittel hat nicht jeder zur Verfügung: ich will es nicht gebrauchen. Und am Ende, so erzählt man, ist die Nonne, die doch das Äußerste versucht hat, im Kampf gegen ihre Natur unterlegen: Sie war an Körper und Geist zerstört und wurde wahnsinnig. Die Natur, Herr Pfarrer, ist stärker als der Wille eines Menschen, sei er auch noch so stark. Verzeihen Sie: von Ihnen hätte ich am wenigsten den Rat erwartet, mich solchen Prüfungen auszusetzen.

BETHMANN: Aber du hofftest doch nicht, dass du von mir die Zustimmung zu deiner sündigen Begierde bekommen würdest? Niemals!

RUDOLF: Nein, das nun wohl nicht, aber wenigstens keine Aufforderung zu kämpfen, wo selbst Luther, dieser starke Mann, der sich vor keinem Menschen auf Erden beugte, vor diesem Feind die Waffen streckte und nicht einmal versuchte, sich zu wehren. Und soll ich, der ich nicht den zehnten Teil der Kraft dieses Geisteshelden besitze, etwas wagen, was selbst er nicht tat, weil er wusste, dass er zu schwach dafür war?

BETHMANN: Ich verstehe dich nicht. Was meinst du?

RUDOLF: Ich will sagen, dass selbst Luther, der in Worms weder Kaiser und Papst noch Folterknechte noch Scheiterhaufen fürchtete, hier halt machte. Den Teufel hat er nicht versucht und er wusste warum.

BETHMANN: Jetzt versteh ich überhaupt nichts mehr. Welchen Teufel soll Luther nicht versucht haben?

RUDOLF: Den Teufel des Fleisches, Herr Pfarrer, den Teufel des sechsten Gebots. Und ich wollte sagen, dass sogar Luther lieber hinging und Katharina von Bora zur Frau nahm, als sich in einem sinnlosen Kampf mit sich selbst und seiner starken Natur zu erschöpfen. Er kannte sich nämlich selbst und die Worte des Apostels Paulus, die lauten: »Es ist besser zu heiraten, denn Brunst zu leiden.«

BETHMANN: (unsicher) Dann warte noch etwas und heirate, wenn die Zeit gekommen ist.

RUDOLF: Wie? Eine Frau? Ich habe Ihnen doch bereits gesagt, dass ich das nicht kann. Ich habe kein Verlangen nach einer Frau.

BETHMANN: Dann kann ich dir weder einen Rat geben, noch kann ich dir helfen. Ich bin mit meiner Weisheit am Ende. – Nur das Gebet, das allen Christen in den Nöten des Körpers und der Seele als Rettung bleibt, kann ich dir immer und immer wieder anraten. Und wenn du nicht mehr beten willst oder kannst, dann bist du verloren. – Denn das Gebet, der herrliche, niemals versagende Trost der Gottesfürchtigen, ist der furchtbarste Fluch der Gottlosen, der sie zerschmettern wird.

RUDOLF: (mit leichtem Beben und unterdrücktem Stolz) Dann bin ich also verloren?

BETHMANN: (fanatisch, düster) Ja, wenn du nicht beten willst!

RUDOLF: Ich will beten.

BETHMANN: Dann soll dir geholfen werden.

RUDOLF: Wenn mir aber nicht geholfen wird?

BETHMANN: (mit Nachdruck) Dir wird geholfen! Da gibt es keinen Zweifel!

RUDOLF: Und mehr können Sie mir nicht bieten?

BETHMANN: (empört, mit heiligem Eifer) Mein Sohn, du sagst, mehr nicht? Ist dir denn nicht genug, was für die gesamte Christenheit seit 2000 Jahren genug war?

RUDOLF: Nein!

BETHMANN: (entsetzt) Mensch, nun fängst du an zu lästern! All die frommen heiligen Männer, die Blutzeugen des Glaubens ...

RUDOLF: (unterbricht ihn ruhig) ... hatten nicht meine Natur. Was ihnen half, hilft mir nicht. Wären sie so wie ich gewesen, dann würden sie heute nicht in Ihrer Vorstellung als Heilige leben. Das ist es. Bleiben Sie nicht in der grauen, dämmerigen Vergangenheit, Herr Pfarrer. Wenn Sie mir helfen wollen, müssen Sie bei den Lebendigen bleiben. Denn es ist mein lebendiges Fleisch und Blut, das mich quält. Die heiligen Toten haben ausgelitten, nichts foltert sie mehr. Wir sollten sie darum in Ruhe lassen.

BETHMANN: So sag mir doch, was du von mir willst. Warum kamst du her?

RUDOLF: Ich wollte es von den Lippen eines Mannes hören, den ich liebe und verehere wie einen leiblichen Vater, hören wollte ich von Ihnen, dass ich meiner Natur folgen darf. – Denn sehen Sie, Herr Pfarrer, wem es verboten ist oder wer es sich selbst verbietet, seiner Natur zu folgen, der muss untergehen. Auch Luther wäre untergegangen, wie stark, wie großartig er auch war, und hätte sein herrliches Reformationswerk niemals vollenden können, wenn er in diesem einen Punkt nicht der gebietenden Stimme der Natur gehorcht hätte. Er wäre untergegangen im sinnlosen Kampf gegen sich selbst und verschwunden und vergessen und die Menschheit hätte einen Helden weniger gehabt. – Lassen Sie doch auch mir meinen bescheidenen Teil! Und wenn Paulus denen, die die Frauen lieben, als Gunst die Ehe erlaubte, gönnen Sie dann denen, die die Männer lieben und sich nicht enthalten können, die Freundschaft als notwendigen Ersatz für die Ehe, damit nicht, wenn ihnen alles verboten bleibt, der Teufel sie versuche und es schlimmer wird als zuvor.

BETHMANN: (mit Eifer) Nein, das ist unmöglich; sieh zu, wie du durch die Welt kommst; für deinesgleichen gibt es nichts – von uns kriegt ihr nichts!

RUDOLF: (mit ernster Verbitterung) Herr Pfarrer, ich fordere nur Gerechtigkeit, nur die

gleiche Behandlung wie die anderen Menschen. Wer gibt Ihnen das Recht, von uns Enthaltensamkeit zu verlangen, die für Sie und Ihresgleichen nicht gelten soll? Wir sind aus Fleisch und Blut wie alle andern auch, wir fühlen, was Liebe ist, und Sie wollen uns verstoßen?

BETHMANN: (sehr erregt) Ja, wir müssen! Denn euch hat Gott selbst gezeichnet mit dem Kainsmal der Schande, ihr Sodomiterbrut! Verflucht seid ihr, Söhne des dritten Geschlechts! Ihr, die der Liebe ermangeln!

RUDOLF: (mit Nachdruck) Sie sollten segnen und nicht verfluchen, Herr Pfarrer.

BETHMANN: (sich zurücknehmend) So sprich, willst du noch etwas sagen?

RUDOLF: Ja, lassen Sie mich frei – lassen Sie mein Wesen sich ungehindert entfalten, auf dass es nicht bedrückt und bedrängt verkümmere. Denn sehen Sie: alles, was lebt, hat auch ein Recht da zu sein, auch wenn es dem dummen Alltagsverstand seltsam und außerhalb aller Ordnung erscheint.

BETHMANN: Aber wer beschränkt denn deine Freiheit?

RUDOLF: Sie und die anderen alle. Denn man wagt seine Natur nicht zu zeigen, aus Angst, dass die Menschen auf der Straße mit Fingern auf einen zeigen wie auf eine monströse Missgeburt. Das ist grausam!

BETHMANN: (vorwurfsvoll) Rudolf, Rudolf!

RUDOLF: Ich will dasselbe Recht, das jede Kreatur für sich beansprucht: das Recht auf Liebe! Schauen Sie sich doch um in der ganzen Schöpfung. Will nicht jedes Geschöpf dem glückseligen Drang der Liebe folgen, dem wärmsten und stärksten aller Triebe, den die weise Natur uns gab? Alles, was lebt und nicht vor Hunger stirbt, das liebt auch. Und Leben und Lieben ist meist dasselbe. Und da wollen Sie, der Sie vorgeben, der Liebe mächtig zu sein, mich und meinesgleichen von dieser Krone des Lebens ausschließen und auf den dornenreichen Weg schicken, der nur drei Möglichkeiten kennt: Verschmachten, Wahnsinn oder Selbstmord. Wollt Ihr das, gottesfürchtiger Mann?

BETHMANN: Aber niemand will dir doch schaden.

RUDOLF: Wollen oder nicht – das ist einerlei, denn Sie tun es! Und zwar grausam, sehr grausam. Denn Sie vergreifen sich an Menschen, die ohnehin schon im Lebenskampf benachteiligt sind. Es ist uns verwehrt, an der Fortpflanzung der Gattung teilzunehmen, dem höchsten Ziel aller irdischen Existenz. Ausgeschlossen sind wir

aus dem feinen und reichen Spiel der Kräfte, das die Natur im Streben nach diesem Ziels entfaltet. Verschlungen sind uns die Freuden der Vaterschaft, das süße, stille Glück einer eigenen Familie, – der Trost und die Hoffnung im Alter! Wollen Sie uns nun noch das letzte nehmen, das wir besitzen, unsere eigene individuelle Existenz? Denn sehen Sie, indem Sie unseren kräftigsten Trieb vernichten, vernichten Sie uns selbst. Und ich könnte Sie fragen: wollen Sie mich auch noch ermorden?

BETHMANN: Aber Rudolf, du übertreibst! Wer spricht denn von ermorden?

RUDOLF: Und doch ist es so! Denn nicht nur der tötet, der seinem Opfer die Luft zum Atmen nimmt oder ihm ein Stück Eisen zwischen die Rippen jagt, das da nicht hingehört. Das ist eine ordinäre und grobe Art des Tötens. Euer Morden vollzieht sich subtiler, langsamer und ... schmerzhafter. Und die blöden Augen nehmen es nicht einmal wahr, und doch geschieht es, und hier (auf sich selbstweisend) steht ein Opfer.

BETHMANN: (erregt) Hör auf, das ertrage ich nicht! Verhüte Gott, dass ich jemals solch eine furchtbare Sünde, wie du sie begehen willst, gutheißen werde. Niemals!

RUDOLF: Dann muss ich also wirklich untergehn?

BETHMANN: (düster) Ja, – wenn du denn untergehen *willst*. Denn die Erde gehört allein den Frommen. Die Sünder trifft bereits hier das Urteil Gottes, wie es geschrieben steht: Sie haben den Lohn für ihre Verirrungen in sich selbst empfangen. Geh jetzt! Du weißt nun, was dich erwartet!

RUDOLF: (mit leiser, bebender Stimme) Sie geben den Hungernden statt des Brotes einen Stein und statt des Fisches eine Schlange! Das hätte Christus, den Ihr Euren Meister nennt, niemals getan.

BETHMANN: (erzürnt) O wie kannst du noch den Namen des Herrn in den Mund nehmen, der du so voller Schlechtigkeit bist.

RUDOLF: (unterlegen, aber doch kraftvoll) Ich kann es, mehr als Sie und Ihresgleichen!

BETHMANN: Wer gibt dir dazu das Recht?

RUDOLF: Sie selbst durch Ihre Lieblosigkeit, die verdammt, wo sie liebevoll helfen müsste. Und Christus selbst, der auch der Ehebrecherin vergab.

BETHMANN: Ja, aber hier kann der Mensch dem Menschen nicht vergeben! Wo soll das enden, wenn man euresgleichen gewähren ließe!

RUDOLF: Und dann Ihre eigene hilflose Kurzsichtigkeit, die Jesus durchschaut hat. Auch sie gibt mir das Recht!

BETHMANN: (betroffen) Welche Kurzsichtigkeit? Junger Mann, du sprichst etwas allzu – kühn. Und Jesus soll sie durchschaut haben?

RUDOLF: (schlicht) Ja, denn wenn Sie einem verirrten Menschen raten sollen, dann wissen Sie selbst nichts und müssen sich noch oft vorkommen wie ein Blinder, der der Führer eines Blinden sein will. So haben Sie es nun mit mir gemacht. Als Suchender kam ich zu Ihnen, und ich glaube, dass ich Ihnen zum Abschied noch etwas geben muss.

BETHMANN: Du willst mir etwas geben?

RUDOLF: Vielleicht nichts, vielleicht viel! Christus sagt im Matthäusevangelium, als man ihn fragt, ob es besser sei, unverheiratet zu bleiben oder nicht: »Das Wort fasset nicht jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren.« Bedenken Sie dieses Wort, Herr Pfarrer. Denn bis jetzt haben Sie es nicht begriffen.

BETHMANN: Du willst also damit sagen, Christus selbst habe solche – Verirrungen wie die deine gutgeheißen?

RUDOLF: Nein, das will ich nicht sagen. Denn welcher Mensch kann behaupten, dass er etwas begriffen hat von dem, das Jesus selbst zu hoch für uns genannt hat? Herr Pfarrer, beinahe 2000 Jahre sind vergangen, und noch immer wird erst der kleinste Teil von dem verstanden, was Jesus gesagt hat. Wer will da so vermessen sein, das verstehen zu wollen, was Er verschwieg? Aber dies geht von Seinem Wort aus und dies wollte Er uns sagen: Sie sollen alles, auch das, was Sie nicht verstehen, wenigstens im Geist der Liebe beurteilen. Denn über allem, was Sie tun, muss die Liebe stehen. Die Liebe aber eifert nicht, noch verflucht sie! Und es steht geschrieben: Richtet nicht, auf dass ihr nicht gerichtet werdet. Darum, Herr Pfarrer, bestreite ich Ihnen das Recht, mich zu verurteilen; denn Sie verstehen mich nicht – und Sie lieben mich nicht.

BETHMANN: (zögernd) Aber mein bester Rudolf, du bist doch kein Verschnittener.

RUDOLF: Warum nicht? Was fehlt mir noch dafür? Was ist denn ein Verschnittener? Es kommt auf das Gefühl an, Herr Pfarrer, das Gefühl der Liebe zur Frau. Und genau so steht es um mich, so wie man es nur von einem Verschnittenen verlangen kann! Selbst in einem

Harem wäre ich keinen Augenblick im Zweifel. Denn *dieses* Gefühl fehlt mir.

BETHMANN: Aber das andere, das du willst, kann niemals gut sein!

RUDOLF: Ich könnte zu Ihnen dasselbe sagen: Denn was Sie wollen, kann niemals gut sein. Sie sind im Begriff, einen aufrichtig nach Erlösung von den Fesseln des Fleisches strebenden Menschen hinaus zu werfen in die finstere Nacht, auf den dornigen Weg fruchtloser Gebete. Die *Liebe* würde so etwas nicht tun. Doch ich lasse mich nicht hinauswerfen und Sie werden mich nicht vernichten. Denn ich will leben, so gut wie Sie das wollen. Und ich will meiner Natur gemäß leben, nicht so, wie es Ihnen passt und wie Sie es mir vorschreiben wollen, weil Sie mich nicht verstehen. Ich bin nicht schuld an meiner Natur. So bin ich geboren, und dafür übernehme ich keine Verantwortung. Auch fühle ich mich zu stark, um meine Jugend elendig verkümmern zu lassen, um am Ende aus Ihrem Mund ein doppeldeutiges Lob zu empfangen, wenn Sie über meinen zertretenen Leib Psalmen singend hinwegschreiten. Und ich will nicht früher sterben, als bis ich abberufen werde von Dem, der höher steht als Sie und Der die Liebe ist.

BETHMANN: (ganz außer sich) Mein Gott – du redest ganz schrecklich! Lass mich in Ruhe. Hier weiß ich keinen Ausweg.

RUDOLF: Herr Pfarrer, leben Sie wohl! Ich *werde* meinen Weg finden, auch ohne Ihren Segen.

(Er geht schnell aus dem Zimmer.)

BETHMANN: (will ihn noch zurückhalten) Bleib! So kannst du nicht von mir fortgehen. Ich will dir noch sagen ... (Er kann Rudolf nicht mehr zurückholen und kommt wieder ins Zimmer, dort bleibt er nachdenklich in der Mitte stehen und sagt leise, in peinigende Zweifel verstrickt:)

»Denn es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren!«

Hier endet dieser Akt. Im folgenden beginnt die Katastrophe. Rudolf hat einen schönen und kräftigen Knecht geküsst. Dieser hat Rudolfs Schwäche ausgenützt, um von ihm Geld zu erpressen. Als für Rudolf schließlich die Beträge zu hoch werden und er die unverschämten Forderungen nicht mehr erfüllen kann, geht der Knecht zu Rudolfs Vater und droht ihm, in der Stadt alles herumzuerzählen. Der alte Welcker gerät in Wut, lässt Rudolf kommen merkt, dass Rudolf den Knecht nur allzu gut kennt. Er jagt den Erpresser aus dem Haus, aber anschließend

kommt es zu einer heftigen Szene zwischen Vater und Sohn, die damit endet, dass der Vater droht, den Sohn ebenfalls aus dem Haus zu werfen, ihn nicht länger als sein Kind anzusehen. Rudolf geht mit dem festen Entschluss weg, sich umzubringen. Dr. Lerche, der dem Verzweifelten begegnet, hält ihn davon zurück und überredet Rudolfs Vater, den Sohn von einem Arzt untersuchen zu lassen. Dann beschließen sie gemeinsam, dass Rudolf erst einmal aufs Land müsse, um dort zu arbeiten und je eher, je besser zu heiraten.

Im nächsten Akt ist Rudolf wieder zuhause und wird von allen Seiten bedrängt, zu heiraten. Schließlich gibt er dem herzergreifenden Bitten seines Vaters nach: er wird eine Jugendfreundin fragen, ob sie seine Frau werden will.

Der letzte Akt zeigt uns die Hochzeit und das tragische Ende: Rudolf bringt seine Braut in seine schlichtes Zimmer. Dort fragt ihn

MARIE: Aber Rudolf, was hat das zu bedeuten ... was willst du mir sagen? Und beeile dich, man wird uns vermissen. Einige Gäste sind schon da!

RUDOLF: (sehr leise) Ich habe dich hierher in mein Zimmer gebracht, um Abschied von dir zu nehmen.

MARIE: O Gott, Rudolf! Was willst du?

RUDOLF: Ja siehst du, wir beide waren treue Freunde in all den Jahren und haben allerlei Freud und Leid geteilt. Darum will ich nicht gehen, ohne von meinen treuen Kameraden Abschied zu nehmen. Das hättest du nicht verdient, Marie! Nun aber lebe wohl, denn sieh einmal ... der Jasmin blüht; wir müssen scheiden.

MARIE: (ängstlich) Rudolf, um Gotteswillen, was willst du tun?

RUDOLF: (flehend) Du musst jetzt ganz ruhig sein, mein treuer, tapferer Kamerad, und mir den Abschied nicht schwer machen. Nicht wahr, das versprichst du mir? Es ist das letzte, das du mir gewähren kannst. (Er hindert Marie daran hinauszugehen, um Hilfe zu holen.) Bleibe! – Was ich tun will, kannst du nicht verhindern, denn in einem kurzen Augenblick ist es getan, und ich bin stärker als du.

MARIE: Aber sage doch, was du tun willst, Rudolf!

RUDOLF: Sei stark und bleibe ruhig, wenn du es hören willst. Sonst wird etwas geschehen und du wirst nie erfahren, warum.

MARIE: O Rudolf, was tust du mir zuleide!

RUDOLF: Sieh, in diesem kleinen Zimmer mit all den alten lieben Erinnerungen aus einstigen, seligen Kinderjahren will ich mich befreien von

allem, was mich quält. Denn weißt du, man hat mich gehetzt wie ein Tier, und ich musste vor ihnen fliehen um meiner Liebe willen, die sie so grausam verfolgten. Ich beschuldige niemanden, denn sie haben es wohl gut gemeint, und keiner ahnt, dass man einem Menschen manchmal auch aus Liebe den Tod bringen kann. Bei mir haben sie es getan!

MARIE: Rudolf, beruhige dich doch. Es verfolgt dich niemand.

RUDOLF: O doch, und dieses kleine Zimmer ist der letzte Ort, wohin ich noch flüchten kann. Weiter geht es nicht. Hier muss ich meinen Verfolgern standhalten, aber erst wollte ich es dir sagen. Und du musst mich freigeben!

MARIE: Ach, wenn ich dich doch nur verstehen könnte! Ich würde so gern all deine schrecklichen Gedanken vertreiben.

RUDOLF: Das kannst du nicht, aber du sollst wissen, worum es geht.

MARIE: O Gott, was werde ich mir anhören müssen!

RUDOLF: Sei stark. Denn ich will dir sagen, dass – ich nicht freiwillig um deine Hand anhielt. Ich wurde gezwungen. Ich hielt mich für stark genug, als ich mich mit dir verlobte, und war doch zu feige, um dem nicht damals schon ein Ende zu machen. Dann wäre ich allein das Opfer gewesen. Jetzt aber habe ich dich Unschuldige in mein verfluchtes Leben hinabgezogen. Und das ist es, was mir so viel Kummer bereitet. Marie, kannst du mir das falsche Spiel vergeben, das ich mit dir gespielt habe?

MARIE: (weinend) Rudolf, mein armer ehrlicher Junge, was musst du gelitten haben! Jetzt weiß ich, was dir fehlt. Du hast dir in dieser ernsten Stunde unbegründete Selbstvorwürfe gemacht, dass du keine wahre Liebe empfindest. Das ist deine alte Schwermütigkeit, die dich wieder packt. Wirf sie von dir ab und sei wieder fröhlich! Wie kannst du dich selbst so beschuldigen! Du warst schon immer streng gegen dich selbst, und nun gibst du dich wieder deiner unseligen Verblendung hin.

RUDOLF: O fürchterlicher Fluch meines Lebens, verfolgst du mich noch bis ins Grab? Kann mich denn unter den Lebenden niemand verstehen? Will mir niemand glauben? O Fluch der Einsamkeit, lass doch nur diesen einen Augenblick, der mir noch bleibt, von mir ab! Ich habe doch schon so viel unter dir gelitten. Ein Sterbender sollte dir doch wenigstens heilig sei! Und du Marie, nimm deine ganze Kraft zusam-

men um zu verstehen, dann kann ich wenigstens den einen Trost mit in das unbekannte Land hinübernehmen, dass ich kurz vor dem Scheiden noch eine Seele gefunden habe, die mit mir fühlt, die mich versteht. Marie, ich habe dich nie geliebt! Glaub mir, was ich für dich empfinde, ist nur Freundschaft, keine Liebe. Und darum will ich jetzt zurück; bald wird es zu spät sein.

MARIE: Nein, nein, Rudolf, sag das nicht. Deine Vorwürfe sind falsch. Der Ernst dieser Stunde hat dich verwirrt. Denk doch daran, wie glücklich wir früher waren! Ach Rudolf, ich weiß, dass du mich liebst.

RUDOLF: Ja, ich hab dich lieb, Marie, aber wie einen Freund. Wir können ohne Reue auf viele Stunden des Glücks und der unschuldigen Freude zurückblicken. Ich bin dir dafür so dankbar und die Erinnerung an all das Schöne erhellt meinen Abschied und macht ihn wunderbar. Aber die Erinnerung bedeutet mir so viel, dass ich sie nicht zerstören will. Weil ich dich als Freundin liebe, bist du mir zu hoch, zu kostbar, als dass ich dich anrühren oder zu mir herunterziehen könnte – als meine Ehefrau! Und darum, Freundin, beschwöre ich dich bei unserer reinen, nie durch sündige Gedanken besudelten Freundschaft: gib mich frei!

MARIE: (leidenschaftlich) Und hättest du mich nicht geliebt und hätte man dich gezwungen – auch dann, Rudolf, gebe ich dich nicht frei! Sei tapfer! Wage es, in den heiligen Tempel der Ehe einzutreten, dann wirst du deine Kraft zum Lieben fühlen. Ich lasse dich nicht los – du bist mein!

RUDOLF: (in großer Ergriffenheit auf die Knie sinkend) Nein, gib mich frei!

(Übersetzung aus dem Holländischen: CAPRI-Redaktion mit freundl. Unterstützung von Marita Keilson-Lauritz)

MARIE: (entschlossen) Das hieße, dich der Verzweiflung überlassen! Komm mit mir; es ist leichter, als du denkst. Du musst nicht so viel denken, Du machst es dir nur unnötig schwer.

RUDOLF: (kraftvoll, mit beängstigender Sicherheit) Nein; mit einer Lüge auf den Lippen und einem Verbrechen im Herzen gehe ich nicht in den Tempel der Ehe. Du nennst ihn »heilig«. Gut, aber was heilig ist, das soll man nicht beschmutzen. Ich folge dir nicht. Niemand bringt mich lebend hier raus.

(Dann läuft Marie fort, um Hilfe rufend. Doch noch ehe jemand bei ihm sein kann, zieht Rudolf einen Revolver hervor.)

RUDOLF: Es gab einmal eine Zeit, da habe ich um mein Leben gekämpft gegen die ganze Welt! Aber jetzt ist die Hetzjagd zuende und ich bin müde. Das Vorurteil war stärker als ich! Und die Menschen liebten mich zu sehr – darum muss ich jetzt zugrunde gehn! O Gott, sei mir gnädig. – Ich kann nicht anders. Drei Wege stehen mir offen: elend verkümmern, als Heuchler heiraten oder der Tod! – Diesen Weg wähle ich!

Die Tragödie [...] endet damit, dass Rudolfs Mutter, als sie den Grund des Selbstmords ihres Sohnes erfährt, mit tiefer Mutterliebe sagt:

»Und wäre es nötig gewesen, um sein Leben zu retten, so hätte ich selbst ihm den Freund zugeführt, nach dem sein Herz brannte, nach dem seine Seele schrie!«

Und dann sinkt der Vater betend vor seinem toten Sohn nieder und fleht:

»Vergib deinem unglücklichen Vater, der dich zu spät verstand!«



Jasmin: 1 Echtes Jasmin (*Jasminum fruticans*), 1a Blütenknospe; 2 Jasminum humile. (Hauptblätter $\frac{1}{3}$ nat. Gr.)

Enterbt

Drama in vier Akten von Hanns Heinz Ewers.

Mit einer Einführung von

Geh. Medizinalrat Dr. Eulenburg

a. o. Professor an der Universität zu Berlin

Zur Einführung

Die von dem „Wissenschaftlich-humanitären Komitee“ seit Jahren betriebene Agitation gegen einen der bestgehaßten Paragraphen unseres Strafgesetzbuchs, den ominösen § 175, hat sich seither auf die zeit- und ortsüblichen Kampfmittel fachwissenschaftlicher Publikationen und Preßartikel, in Vereinen gefaßter Resolutionen, Proteste und Petitionen beschränken müssen. Man kann nicht behaupten, daß das Komitee auf diesem Wege namhafte Erfolge bisher zu verzeichnen gehabt hätte. Vielleicht war das ein wenig seine eigene Schuld. Es ging zu stürmisch darauf los, forderte zu viel, und zu viel mit einem Male, pochte auf sein unveräußerliches gutes Recht, wo man sich vielleicht durch inständiges Bitten eine kleine Konzession als vorläufige Abschlagszahlung hätte ablocken lassen. Und vor allem, es vermochte die Anteilnahme der öffentlichen Meinung, die „vox publica“ nicht in ausreichendem Maße für sich zu gewinnen. Diese verharrte nicht gerade gegnerisch, aber doch kühl abseits. Die Sache ging ihr nicht tief und nicht nahe genug; sie erblickte in dem Hin und Her der geführten Verhandlungen kein lebendiges Einzelschicksal, keinen unschuldig Beklagten und Verurteilten, keine Helden und Märtyrer, die ihr Interesse, ihre Sympathie oder sogar ihre Begeisterung zu entflammen vermocht hätten. – Nun hat Hanns Heinz Ewers dieser Agitation ein neues Kampfmittel geliefert und einen neuen, vielleicht in ungeahnter Weise wirkungsfähigen Kampfplatz erschlossen. Er hat die Bühne, oder sagen wir vorsichtiger – denn man kann nie wissen, „was noch werden mag“ – die Bühnenmöglichkeit für sie erobert. In dem vorliegenden Drama „Enterbt“ hat er einen Helden und Märtyrer des Homosexualempfindens hingestellt, der, so wie er ist und wie er sich in seinem ausführlichen Selbstplaidoyer gibt, wohl geeignet ist, unsere Anteilnahme für seine Person und sein trauriges Lebensgeschick in Anspruch zu nehmen. Es wird natürlich auch diesem ernstgemeinten Dichterwerke der immer bereit-

liegende Vorwurf der „Tendenz“ nicht erspart bleiben – wie man ihn wohl mit besserer Berechtigung den bekannten, soziale Mißstände geißelnden Bühnenwerken von Brieux („La robe rouge“ und „Les avariés“) gegenüber erhoben hat, wo in der Tat die Tendenz in ziemlich krasser und unverhüllter Weise auf Kosten der innerseelischen Spannung und Wirkung stellenweise hervorspringt. Bei dem Ewersschen Drama dürfte sich, soweit ich zu erkennen vermag, für einen solchen Vorwurf, abgesehen vielleicht von ganz vereinzelt auftretenden Wendungen (wohin man u. a. die dem angehenden jungen Mediziner in den Mund gelegten Schlußapostrophen über die verkehrte soziale Anschauung und die Heuchelmoral unserer Tage rechnen könnte) kaum ausgiebiges Beweismaterial finden. Natürlich hat der Verfasser offenbar nicht verabsäumt, über das Thema der Homosexualität bei den wissenschaftlichen Autoren dieses Gebietes gründliche und eingehende Vorstudien zu machen und die allbekanntesten Werke eines Krafft-Ebing, Moll, Schrenck-Notzing, Magnus Hirschfeld und anderer für die Ausartung des Seelenzustandes seines Helden und der daraus sich ergebenden Lebenskonflikte mit Verständnis zu verwerten. Die beredete Selbstschilderung seines Landgerichtsrats liest sich fast wie ein allerdings instigiertes und zugleich zu künstlerischer Wirkung gesteigertes Seitenstück jener von den genannten Autoren in so stattlicher Zahl wiedergegebenen uralten Lebensgeschichten und „vitae sexuales“. Gerade für die aus der Eheschließung Homosexueller fast mit Naturnotwendigkeit entspringenden tragischen Konflikte findet man hier manche der unmittelbaren Wirklichkeit entlehnte Analogie, die allerdings von Ewers durch die Hereinziehung der Vaterschaft und des nur zart angedeuteten, eigenartigen Empfindens zum eigenen Sohne erst zu hochdramatischer Wirkung zugespitzt wurde. Nach dieser Seite liegt das wesentlich Neue und Selbständige – vielleicht aber auch das Bühnenbedenkliche und im Sinne eines Theaterpublikums Gefährliche des Ewersschen Dramas. Doch – da man vom Arzte

wohl nichts weniger als Theaterprognose und Vorwegnahme künftiger Theaterkritik erwartet und fordert, so darf ich meiner engeren Kompetenz entsprechend mich auf die freie Anerkennung dessen, was der Verfasser gewollt und erstrebt und was er im Rahmen der dramatischen

Form geschickt durchzuführen verstanden hat, an dieser Stelle beschränken.

Berlin, 8. November 1903.

Prof. Dr. Albert Eulenburg

A. N.

Bei der Abfassung dieses Dramas wurde an eine öffentliche Aufführung, die ja nach Lage der Dinge in Deutschland für die nächsten zehn Jahre noch völlig unmöglich wäre, nicht gedacht. Mit Rücksicht darauf ist für die Buchausgabe an einzelnen Stellen, wie im 2. Akt 4. Szene und 3. Akt 3. Szene eine epische Breite gewählt worden, die in einer Bühnenausgabe natürlich verschwinden müßte.

D. V.

Personen

Dr. jur. Ewald Riemerschmid, Landgerichtsrat. (46 Jahre alt, männliche Erscheinung; blonder Vollbart, etwas meliert).

Thekla Riemerschmid, seine Frau (brünett, 37 Jahre alt, stattliche, schöne Erscheinung).

Hans Riemerschmid, beider Sohn, Stud. jur. (19 Jahre alt, Student im ersten Semester, blond, bartlos).

Magnus Michels, Freund von Hans, cand. med. (23 Jahre alt, schwarz, Student im siebenten Semester, leichter Schnurbart).

Dr. jur. Kurt Ahlfeld, Staatsanwalt (38 Jahre alt, elegant).

Henny, Stubenmädchel bei Riemerschmid.

Ein entlassener Sträfling.

I. Kriminalbeamter.

II. Kriminalbeamter.

Das Stück spielt in dem vornehm eingerichteten Hause des Landgerichtsrats Riemerschmid.

I. und II. Akt: Frühstückszimmer mit Veranda nach dem Garten.

III. Akt: Bibliothekszimmer des Landgerichtsrats.

IV. Akt: Wohnzimmer.

Rechts und links vom Schauspieler.

I. Akt.

Erste Szene.

Hans Riemerschmid, Magnus Michels, Henny treten ein.

Henny: Bitte hierher! – Aber lassen Sie mich doch die Tasche tragen.

Hans: Danke schön! (gibt ihr die Reisetasche) – Na, ist denn noch niemand auf im Hause?

Henny: O, der Herr Rat hat schon vor einer Stunde gefrühstückt. Er ist schon seit neun Uhr zum Gericht.

Hans: Und meine Mutter schläft noch?

Henny: Die gnädige Frau ist auch schon munter. Sie wird wohl gleich zum Frühstück kommen. Soll ich Ihnen jetzt Kaffee bringen?

Hans: Nein, danke, wir wollen warten, bis meine Mutter kommt und dann mit ihr zusammen frühstücken. Was meinst du, Magnus?

Michels: Natürlich, inzwischen können wir uns ja ein bißchen waschen und zurechtmachen.

Hans: Schön! – (zu Henny) Wollen Sie uns unsere Zimmer zeigen – oder halt, holen Sie erst die andere Reisetasche, die ich im Flur hingestellt habe.

Henny: Sofort, junger Herr! (ab)

M i c h e l s : Du kennst dich wohl gar nicht aus hier zu Hause?

H a n s : Aber keine Ahnung! – Ich bin hier fremder wie du! Ich würde nicht einmal wissen, wie mein Vater aussieht, wenn ich nicht zuweilen eine Photographie von ihm gesehen hätte. Jedenfalls eine komische Idee von ihm, sein einziges Kind vom Tage seiner Geburt an zu verbannen und in einem fremden Hause aufziehen zu lassen.

M i c h e l s : Na, hoffentlich ist es dir nicht fremd geblieben!

H a n s (herzlich): Nein, wahrhaftig nicht! Deine Eltern sind meine geworden, ich kann mich wirklich nicht über meine Kindheit beklagen. – Habe ich doch geheult wie ein Schloßhund, als ich nach dem Examen von Traunstein fort mußte, um zur Universität zu gehen. – Und es war mir schmerzlich genug, als ich jetzt die Nachricht erhielt, daß ich zu den Ferien nicht zu euch kommen sollte, sondern hierher, wo mir alles unbekannt ist. –

M i c h e l s : Nun, deine Mutter ist dir doch nicht so ganz unbekannt; sie kam ja jedes Jahr ein paarmal zu uns nach Traunstein.

H a n s (träumerisch): Ja, das waren Festtage für mich! – Oder besser: Feststunden, denn sie mußte stets mit dem nächsten Zuge wieder fortfahren. – Und merkwürdig war es genug: erst weinte sie eine gute Weile, dann tollte sie mit mir herum wie ein Junge und war so lustig und jung! – Wenn es dann zum Abschiednehmen kam, heulten wir beide drauf los, bis der Zug aus dem Bahnhof heraus war. (Unterdessen ist Henny mit der Tasche hereingekommen, hat diese hingestellt und zwei Gedecke mehr auf den Tisch gelegt.)

H e n n y : Wenn ich den jungen Herren jetzt ihre Zimmer zeigen dürfte?

H a n s : Gewiß! – Wenn der Dienstmann die großen Koffer bringt, so lassen Sie sie gleich heraufschaffen.

H e n n y : Wird besorgt, Herr Riemerschmid.

H a n s : Komm, Magnus! (Er nimmt seinen Arm. Nach rechts ab. Henny hinterher.)

Zweite Szene.

Frau Riemerschmid. Henny.

Die Bühne ist einen Augenblick leer. Von links kommt Frau Riemerschmid in eleganter Morgentoilette. Sie summt ein Liedchen. Steckt

sich am Spiegel noch eine Nadel im Haar zurecht. Geht dann zum Frühstückstisch.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Da sind ja heute mehr Gedecke. (Sie schellt. Kleine Pause. Sie schellt noch einmal.) Henny! – – Henny!

H e n n y (draußen): Ich komme ja schon, gnädige Frau! (tritt ein) Guten Morgen, gnädige Frau!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Guten Morgen! – Sie lassen mich ja eine Ewigkeit auf den Kaffee warten? – Hat denn der Landgerichtsrat noch nicht gefrühstückt?

H e n n y : O, der ist schon längst fort zur Sitzung.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Wozu ist denn das andere Gedeck? – Sogar zwei!

H e n n y : Aber die jungen Herren sind doch angekommen!

F r a u R i e m e r s c h m i d (freudig): Was!? Und das sagen Sie mir erst jetzt! Warum haben Sie mich denn nicht gerufen? Wo sind sie denn? H e n n y : Sie sind auf ihren Zimmern, um sich ein wenig von ihrer Reise zurecht zu machen. Sie kommen gleich herunter und wollen mit der gnädigen Frau zusammen frühstücken.

F r a u R i e m e r s c h m i d : So! Und da haben Sie nur ein paar Tassen mehr auf den Tisch gestellt? Schnell, sagen Sie der Köchin, sie solle Eier kochen, die jungen Herren sind sicher hungrig von der Nachtfahrt. Und holen Sie Wurst und Schinken aus der Speisekammer. (Henny will ab.) – Halt, stellen Sie Blumen auf den Tisch!

H e n n y : Soll ich den großen Strauß nehmen, den gestern der Herr Staatsanwalt gebracht hat? Er ist noch ganz frisch.

F r a u R i e m e r s c h m i d : – Nein! – – Oder ja! Sie können die Blumen hinsetzen!

H e n n y : Sofort, gnädige Frau! (ab)

F r a u R i e m e r s c h m i d (glücklich): Da ist mein Junge schon im Hause, und ich weiß es nicht einmal! (geht zum Büfett.) Ich will ihm Orangenmarmelade hinsetzen, die ißt er so gern. ich habe sie ihm immer in seine Pension mitgebracht. (Nimmt eine Schale mit Orangenmarmelade und stellt sie auf den Tisch.)

H e n n y (kommt herein, stellt eine Vase mit Blumen auf den Tisch): Gnädige Frau, das sieht aber mal fein aus! – Jetzt laufe ich rasch in die Küche, um den Aufschnitt zu holen!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Nur fix! Und die Eier nicht vergessen! Pflaumenweich! (Henny ab. Zu gleicher Zeit klopf es, die beiden jungen Leute treten ein.)

Dritte Szene.

Frau Riemerschmid. Hans, Michels, später Henny.

Hans: Guten Tag, Mutter!

Frau Riemerschmid (stürzt zu ihm, umarmt und küßt ihn stürmisch): Mein lieber, lieber Junge! – Ach, wie ich schon froh bin, daß ich dich endlich einmal für mich habe! So laß dich mal anschauen! Wahrhaftig, du bist noch um einen Kopf gewachsen seit dem halben Jahr.

Hans (lachend): Aber du hast dich gar nicht verändert! Du bist noch so hübsch und jung, wie du es immer warst. Es wird mir ordentlich schwer werden, zu dir „Mama“ zu sagen, du kommst mir so gar nicht mütterlich vor.

Frau Riemerschmid: Wirst dich schon dran gewöhnen, Hänschen! Ich muß mich ja auch dran gewöhnen, daß ich so einen großen Sohn habe! – Ach, Herr Michels, ich habe Ihnen ja noch gar nicht guten Tag gesagt, verzeihen Sie mir! Und seien Sie herzlich willkommen hier im Haus!

Michels: Danke Ihnen, gnädige Frau, ich glaube schon, daß es mir gefallen wird.

Frau Riemerschmid: Wie geht es denn Ihren lieben Eltern?

Michels: Danke, sie sind beide gesund und munter! Freilich sind sie ein bißchen traurig, daß Hans und ich in den Ferien nicht zu ihnen kommen!

Frau Riemerschmid: Ach, diesmal müssen sie schon verzichten. Sie haben meinen Jungen ja sein ganzes Leben lang bei sich gehabt! – Aber nun setzt euch, ihr müßt ja schrecklich hungrig sein. Die ganze Nacht gefahren! (Alle gehen zum Tisch.)

Hans: Ja, hungrig sind wir auch, du sollst einmal sehen, wir essen für sechs! (Setzen sich.)

Frau Riemerschmid: Bitte dorthin, Herr Michels. Und du kommst zu mir, Hänschen, hierher! – Ach, wo nur das Mädchen mit dem Kaffee bleibt! (Schellt.)

Hans: Das ist ja riesig feierlich, das schöne Bukett hast du wohl besonders wegen uns angeschafft? (Riecht.)

Frau Riemerschmid: – Ja – es sind sehr schöne Blumen! – Gefallen sie dir? – (Das Mädchen tritt ein.) – Na, endlich! Die Jungen sind schon halb verhungert.

Henny (stellt Kaffee auf den Tisch): Aber die Eier mußten doch erst gekocht werden, gnädige Frau.

Frau Riemerschmid (schenkt Kaffee ein): Nun, was willst du, Hänschen, Schinken, Cervelatwurst, Leberwurst?

Hans: Ist mir ganz egal, Mama, wenn ich nur was kriege!

Frau Riemerschmid: Warte, ich werde dir selbst ein Butterbrot machen. – Sie, Henny, schmieren Sie mal dem Herrn Doktor Michels ein paar Brötchen. – Bitte, bedienen Sie sich, Zucker – Milch – Sahne. (Frau Riemerschmid und Henny schmieren Butterbröte. Die jungen Leute essen und trinken.)

Hans: Aber Mama, du bekommst ja selbst nichts ab.

Frau Riemerschmid: Ach laß mich nur, ich komme schon noch. Mich freut es mehr, euch essen zu sehen. – Ein Ei, Herr Michels?

Michels: Danke schön, recht gern.

Frau Riemerschmid: Sie müssen immer so tun, als ob Sie zu Hause wären. Mein Junge war Kind bei Ihren Eltern, da müssen Sie sich auch bei mir als Sohn fühlen.

Michels: Das wird mir sicher nicht schwer werden, gnädige Frau. (Frau Riemerschmid setzt sich endlich, nimmt einen Schluck Kaffee, lehnt sich nach hinten in den Stuhl. Henny schmiert unentwegt Butterbröte, die die beiden vertilgen.)

Frau Riemerschmid: Ach wird das schön werden, mit euch zwei Jungens! Heute Abend wollen wir in den Hofgarten gehen zum Symphoniekonzert. Morgen früh machen wir eine Ruderpartie auf dem Angersee, und am Abend gehen wir ins Residenztheater, um Dreher zu sehen. –

Henny (gibt Michels ein Butterbröt): Numero fünf, Herr Doktor.

Michels: Danke!

Frau Riemerschmid: Und heute Nachmittag fahren wir im Stadtgarten spazieren! Übermorgen gehen wir ins Colosseum, wo die Cleo tanzt. – Paßt einmal auf, ich mache uns für jeden Tag ein neues Programm! Ach, ihr sollt euch nicht langweilen bei mir!

Henny (gibt Hans ein Butterbrot): Numero vier, Herr Riemerschmid.

Hans: Danke schön! – Das wird ja famos, ich bin dabei!

Frau Riemerschmid: Und Sie, Herr Michels?

Michels: Ich auch, natürlich! – Für die paar Arbeiten, die ich zu machen habe, bleibt ja immer noch Zeit.

Frau Riemerschmid: Also abgemacht, wir schließen einen Bund zusammen!

(Reicht beiden die Hände, die diese ergreifen und herzlich schütteln.) Ihr glaubt ja gar nicht, Jungens, wie froh ich bin, daß endlich einmal ein wenig Sonne und gesundes Leben hier ins Haus kommt.

H a n s : Ist es denn sonst so traurig hier?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Traurig? – Nein – es ist immer so sehr still bei uns. – –

H a n s : Na, an uns soll's nicht fehlen, wir werden schon Leben in die Bude bringen! – Du Mama, ich habe schon zwei Messuren gehabt!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Aber du bist doch nicht verwundet worden?

H a n s : Einmal hab' ich unberührt abgestochen, auf Hochquart. Das andere Mal hab' ich ausgepaukt, aber mein Gegenpaukant hat zehn Blutige mit zwölf Nadeln und ich habe nur einen ganz kleinen Schmiß bekommen.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Wo denn?

H a n s (streckt der Mutter den Lockenkopf hin und zeigt mit dem Finger auf eine Stelle): Da!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Ich kann wirklich nichts sehen.

H a n s (sucht wieder mit dem Finger): Aber du guckst ja auf die falsche Seite. Hier! (zeigt.)

F r a u R i e m e r s c h m i d (lachend): Na, Hänschen, viel ist es nicht! – Aber das mußt du mir versprechen, laß dir nicht dein hübsches Gesicht zerhacken!

H a n s : Ach, Mama, ich werde mich schon vorsehen, ich bin kein Stöpsler! – Und ich habe mein Paukzeug mitgebracht, der Magnus soll mich in den Ferien tüchtig einpauken.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Was für Zeug hast du mitgebracht?

H a n s : Mein Paukzeug. Es steht noch draußen im Gang, das Mädchen hat es noch nicht auf mein Zimmer getragen. – Willst du's mal sehen?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Natürlich. – Henny, holen Sie mal das Zeug!

H a n s : Ach laß die nur Butterbröte schmieren. Ich lauf schon selbst.

H e n n y : Numero sechs, Herr Riemerschmid.

H a n s : Geben Sie her! (Springt auf, steckt das Butterbrot in den Mund, läuft zur Türe.)

Vierte Szene.

Frau Riemerschmid. Michels.

F r a u R i e m e r s c h m i d (sieht ihm nach): Der liebe Junge! – Herr Michels, darf ich zu

Ihnen Magnus sagen, wie früher, als Sie noch mit Hans auf dem Gymnasium waren?

M i c h e l s : Aber gewiß, gnädige Frau, ich werde sehr stolz darauf sein.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Also Magnus, Sie sind vier Jahre älter wie mein Junge, aber wenigstens zehn Jahre vernünftiger. Wollen Sie mir versprechen, auf der Universität immer ein Auge auf ihn zu haben?

M i c h e l s (reicht ihr die Hand): Aus vollem Herzen, Frau Riemerschmid!

Fünfte Szene.

Frau Riemerschmid, Hans, Michels, Henny.

H a n s (kommt herein, schleppt nach sich das zusammengebundene Paukzeug, an dem noch der Bahnzettel klebt): Da ist der Sums! – Fein expediert worden, nichts ist kaputt gegangen!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Nun, zeig mal her. (Steht auf, Michels ebenfalls.)

H a n s : Donnerwetter, hat der Fax da Knoten drin gemacht! Das kann ja kein Mensch losmachen.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Gib mal her, das kann ich besser wie du. (Kniert sich hin und macht die Knoten los.) – Wenn der Magnus dir Fechtstunden gibt, komm ich zugucken.

H a n s : Dann mußt du aber früh aufstehen, jeden Morgen von acht bis neun vor dem Frühstück! Das macht Appetit.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Das ist recht! – Ich kann schon früh aufstehen, wenn ich will. – Weißt du was, ich will auch fechten lernen.

H a n s (lacht): Du? – Ach, das wird lustig! Probier erst mal, ob du überhaupt die Maske anziehen kannst.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Ach, lach du nur, ich bin gerade so stark wie du. Paß nur auf! – Da, nun sind die Knoten los. – Was ist das denn?

M i c h e l s : Der Paukschurz.

H a n s : Wart, ich zieh dir gleich einen an, da kannst du ja sehen, wie stark du bist. (Schnürt ihr den Paukschurz fest.)

F r a u R i e m e r s c h m i d : Au, das drückt ja!

H a n s : Dann nehmen wir ein paar Löcher weiter! – So! Nun den Handschuh! Gelt, so einen schönen hast du noch nie gesehen?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Brr! In die Faust kann ich ja fünf Hände hineinstecken!

H a n s : Nur tief hinein fassen, das ist die Hauptsache. – Hier ist der Speer! (Gibt ihr das Papier.)

F r a u R i e m e r s c h m i d : Ist der aber schwer.

H a n s : Und nun die Fechtmaske auf. Fein siehst du aus, tadellos!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Ich kann aber gar nichts sehen.

H a n s (zieht sich auch Handschuh und Maske an, nimmt den anderen Speer): Ach, da mußt du dich schon dran gewöhnen, das ist immer zuerst so.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Aber ich kann mich ja gar nicht bewegen!

H a n s : Ist auch gar nicht nötig! Stramm muß man stehen auf der Mensur. – So, nun bin ich fertig, jetzt kann's losgehen. – Aber erst muß ich dir noch einen Kuß geben. – O, du liebe gute Studentemutter! (Kommt mit seinem Fechtkorb heran und markiert schnalzend einen Kuß.) – Schmeckt's.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Na, ohne das Dings ist's mir lieber!

H a n s : So Magnus, nun kommandier' mal! Erst müssen wir aber die Distanz abmessen. (Tut es.)

M i c h e l s (ißt rasch seinen Bissen): Einen Augenblick! – Sie müssen Ihren Speer hoch nehmen, gnädige Frau! (Zeigt's ihr.) So! – Und wenn ich „Los“ kommandiere, müssen Sie zuschlagen.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Hu, ist das Ding heiß!

M i c h e l s : Auf die Mensur! – Bindet die Klingen! – Gebunden sind! – Fertig –

Sechste Szene.

Die Vorigen. Staatsanwalt.

Während der letzten Worte ist auf der Veranda hinten der Staatsanwalt Ahlfeld erschienen, der einen Augenblick stehen bleibt und zuschaut.

A h l f e l d (laut): Los!

F r a u R i e m e r s c h m i d (stößt einen leichten Schrei aus).

H a n s : Wer ist denn da?

A h l f e l d (einen großen Rosenbusch in der Hand, kommt nach vorne. Frau Riemerschmid und Hans nehmen ihre Fechtkörbe ab. Ahlfeld lebenswürdig grüßend): Guten Morgen, meine Herrschaften! – Aber ich bitte, lassen Sie sich durchaus nicht stören!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Wo kommen Sie denn her. Herr Staatsanwalt?

A h l f e l d : Durch den Garten, gnädige Frau. – Ich kam durch die Clausnitzerstraße, da sah ich Ihr Gartentor offen und wählte den näheren Weg. – Sie nehmen es mir doch nicht übel? – Darf ich für meinen plötzlichen Überfall um Verzeihung bitten und Ihnen als Zeichen meiner Reue diese Rosen überreichen – ?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Danke schön. (Legt den Fechtkorb auf den Stuhl, nimmt die Rosen.)

A h l f e l d : Und darf ich Sie bitten, mich Ihren Fechtgenossen vorzustellen? – (Leiser, etwas näher.) Sie sehen prachttvoll aus, heute Morgen!

F r a u R i e m e r s c h m i d (leise): Pst! – (laut) Hier mein Sohn, Hans Riemerschmid, Student der Rechte im ersten Semester. Und dort der Kandidat der Medizin, Magnus Michels aus Traunstein, der Sohn von Hans' Pflegeeltern und nun mein Pflegesohn. – Herr Staatsanwalt Ahlfeld, ein Freund unseres Hauses.

A h l f e l d (geht auf die jungen Leute zu und schüttelt ihnen kräftig die Hand. Zu Hans): Auf gute Freundschaft, Herr Kollege. (Zu Michels) Wenn Sie Ihrem Herrn Vater schreiben, so grüßen Sie ihn von mir, ich war auch einst sein Schüler auf dem Gymnasium.

M i c h e l s : Ich werde es bestellen, Herr Staatsanwalt.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Hänschen, jetzt hilf mir rasch aus dem Ding heraus! Ich habe genug für heute, ich ersticke bereits! (Hans und Staatsanwalt gehen auf sie zu und helfen ihr das Zeug ausziehen.) Henny, tragen Sie den Frühstückstisch ab und holen Sie ein paar Flaschen Sherry aus dem Keller. – Vorher bringen Sie aber noch das Paukzeug weg, auf das Zimmer des jungen Herrn.

H e n n y : Sofort, gnädige Frau.

H a n s : Das machen wir schon selbst, Mama, da geht's rascher. Da, Magnus, faß mal an. – Wir sind gleich wieder da. (Beide mit dem Paukzeug ab. Henny hat währenddessen das Kaffeegeschirr etc. auf ein Tablett gestellt und geht damit ab.)

Siebente Szene.

Frau Riemerschmid. Ahlfeld.

F r a u R i e m e r s c h m i d (sieht den jungen Leuten nach. Zu Ahlfeld): Ist er nicht herrlich, mein Junge?

A h l f e l d : Doch, er gefällt mir: er gleicht dir!

Frau Riemerschmid (rasch): Nicht wahr? Nur mir! – Ihm sieht er gar nicht ähnlich!?

Ahlfeld: Deinem Mann? Aber nicht im geringsten!

Frau Riemerschmid: Wie mich das freut! – (Bemerkt die Rosen, die sie auf den Stuhl gelegt hat.) Ich habe dir noch gar nicht für die schönen Rosen gedankt! (Sie reicht ihm die Hand, die der Staatsanwalt küßt. Er will seinen Arm um ihre Taille legen.) Pscht! Nicht so unvorsichtig, jeden Augenblick kann jemand kommen. – Und außerdem bin ich eine alte Frau.

Ahlfeld (lächelnd): Die mit Studenten Fechtübungen macht.

Frau Riemerschmid: Die Mutter eines jungen Mannes von fast zwanzig Jahren.

Ahlfeld: Die schönste Frau der Stadt.

Frau Riemerschmid: O du Schmeichler! (Handkuß)

Achte Szene.

Frau Riemerschmid, Ahlfeld, Henny.

Henny (tritt auf, Sherryflasche in der Hand; stellt diese auf den Tisch): Gnädige Frau!

Frau Riemerschmid: Was denn?

Henny: Es ist ein Mann draußen, der den Herrn Landgerichtsrat sprechen will.

Frau Riemerschmid: Wer denn? Führen Sie ihn nur her.

Henny (im Abgehen): Es ist wieder so einer – aus dem Gefängnis.

Frau Riemerschmid (seufzt): Natürlich! Das ist der dritte diese Woche! Was das nur für eine Marotte von ihm ist, jeden Menschen, der aus dem Gefängnis kommt, zu beschenken. – Glaubst du wohl, daß ihn das jährlich Tausende kostet!?

Ahlfeld (zuckt die Achseln): Ich sprach neulich mit ihm darüber. Er sagte, er halte es für seine Pflicht, jedem Menschen, den er gezwungen sei zu verurteilen und dabei seine Existenz zu vernichten, nach Verbüßung der Strafe zu helfen. Er wolle das seinige dazu beitragen, um den armen Teufeln den Wiedereintritt in das bürgerliche Leben zu erleichtern.

Frau Riemerschmid (höhnisch): Was das schon für ein Grundsatz ist!

Ahlfeld (halb ernsthaft): Es steckt Moral darin.

Frau Riemerschmid (sehr bitter): Moral? – Moral ist ein undeutsches Wort ohne Inhalt.

Neunte Szene.

Die Vorigen. Henny. Ein entlassener Gefangener.

Henny: Nur zu, genießen Sie sich nicht!

Gefangener (sehr schüchtern): Guten Tag.

Ahlfeld (betrachtet den Gefangenen): Den kenn ich doch? – (tritt auf ihn zu, sicher) Sie sind der Weynand Meyers aus Uffingen.

Gefangener (nimmt erschreckt stramme Haltung an): Jawohl, Herr Staatsanwalt.

Ahlfeld: Ah – Sie erkennen mich auch! – Sie bekamen wegen Ruhestörung,

Beamtenbeleidigung, Widerstand gegen die Staatsgewalt usw. – nun, wieviel bekamen Sie?

Gefangener: Zwei Jahre sechs Monate, Herr Staatsanwalt.

Ahlfeld: Ja, ganz richtig! Und haben nun Ihre Strafe verbüßt? Na, hat's Ihnen gefallen?

Gefangener: Schrecklich – (verbessert sich rasch) – Danke, sehr gut, Herr Staatsanwalt.

Ahlfeld (lachend): Na, sagen Sie nur ruhig, daß es Ihnen gar nicht gefallen hat! Soll's auch nicht! Aber hoffentlich wird's Ihnen eine Lehre sein, in Zukunft nicht mehr solche Dummheiten zu machen. – Was sind Sie?

Gefangener: Ich war Kunstschlosser. – Aber ich glaube, ich habe alles verlernt.

Ahlfeld: So? Was haben Sie denn im Gefängnis gearbeitet?

Gefangener: Ich mußte Stühle flechten, Herr Staatsanwalt.

Ahlfeld: Na, das ist ja auch ein ganz nettes Metier! Wieviel haben Sie denn bei Ihrer Entlassung herausbekommen?

Gefangener: Sechzehn Mark, achtundzwanzig Pfennige. – Aber damit kann ich nicht in meine Heimat kommen. Und da der Herr Landgerichtsrat uns im Gefängnis aufsuchte und versprach, uns bei der Entlassung noch eine kleine Unterstützung zu geben, so bin ich gekommen –

Frau Riemerschmid (geht auf den Mann zu, nimmt ihr Portemonnaie aus der Tasche. Kalt) Der Herr Landgerichtsrat ist nicht zu Hause. Hier haben Sie in seinem Namen dreißig Mark. Adieu. – (Gibt ihm das Geld.)

Gefangener (nimmt es): Danke schön, danke schön. Möge Ihnen –

Ahlfeld (unterbricht ihn): Ist schon gut.

(Nimmt aus der Hosentasche ein Geldstück.) Da

hast du noch einen Taler von mir! Und daß wir zwei uns nie mehr wiedersehen.

Gefangener: Danke schön, Herr Staatsanwalt.

Frau Riemerschmid: Führen Sie den Mann hinaus, Henny. – Wenn der Herr Landgerichtsrat nach Hause kommt, sagen Sie ihm, daß ich für seine Menschenliebe (höhnisch) wieder dreißig Mark hatte auslegen müssen. Lassen Sie sich das Geld für mich wiedergeben.

Henny: Gut, gnädige Frau. (ab mit dem Gefangenen)

Zehnte Szene.

Frau Riemerschmid. Ahlfeld. Henny.

Frau Riemerschmid: Es wäre mir wahrhaftig lieb, wenn du ihn bei Gelegenheit veranlassen könntest, in seiner Abwesenheit die Dienstboten anzuweisen, seinen Zuchthäuslern ihren Zehrpfeinig zu geben. Es widert mich wirklich an, dieses Pack in meinen Zimmern zu sehen.

Ahlfeld: Ich werd's versuchen, schöne Frau.

Henny (kommt wieder herein, holt aus dem Buffet die Gläser und stellt sie auf den Tisch): Der Herr Landgerichtsrat ist inzwischen nach Hause gekommen. Die Köchin hat ihn gesehen, er ist gleich auf sein Arbeitszimmer gegangen.

Frau Riemerschmid: Sagen Sie ihm, daß die jungen Herren angekommen sind. (Setzt sich dem Staatsanwalt gegenüber.)

Henny: Gut, gnädige Frau. (ab)

Ahlfeld: Mich wundert nur, wie dein Mann seinen Sohn aufnehmen wird.

Frau Riemerschmid (gereizt): Wenn du mich nicht reizen willst, Kurt, so nenne Hans nicht seinen Sohn. – Er ist mein Sohn, nicht seiner. Er hat kein Recht auf den Jungen, nie im Leben hat er sich eine Sekunde um ihn gekümmert! (noch gereizter) Auch „meinen Mann“ sollst du ihn nicht nennen, es liegt ein so erbärmlicher Hohn darin!

Ahlfeld: Verzeih! – Ich bin also neugierig, wie der Herr Landgerichtsrat deinen Sohn aufnehmen wird.

Frau Riemerschmid: Er wird ihn sehr freundlich aufnehmen und so liebenswürdig und höflich zu ihm sein, wie er es stets zu mir war. Jetzt wird er überhaupt nicht kommen, er wird sich mit einer dringenden Arbeit entschuldigen lassen. Dann wird er ihn nur bei den Mahlzeiten sehen und dabei mit ihm so artig und zuvorkommend plaudern wie mit jedem anderen Fremden. – Aber – – – was geht er uns an?

(steht auf) – Die Sonne lacht so warm und hell heute, da soll man den Spuk vergessen, der am hellen Tage unsere Wege kreuzt.

Elfte Szene.

Frau Riemerschmid. Ahlfeld. Hans. Michels.
Hans und Michels treten ein.

Hans (lachend): Was sagst du da, Mama? – Spukt's denn hier im Hause? Das wär' ja ein Heidenspaß!

Frau Riemerschmid: Ach, mein Junge, heutzutage ist ein Spuk kein nächtliches Gespenst mehr. So ein seltsamer Geselle sieht gerade so aus als wir anderen Menschen, hat Fleisch und Blut und trägt Kleider und Hut! Nur da drinnen, weißt du, (Geste nach dem Herzen) da sieht's anders aus. Das fühlt nicht wie wir!

Hans: Du, Mama, das versteh' ich nicht!

Frau Riemerschmid: Ist auch gut, daß du's nicht verstehst; wolle Gott, daß du es nie verstehen lerntest! – – Aber kommt, jetzt wollen wir auf euer Wohl trinken; zum Kuckuck mit allen Grillen! Schenk' ein, Hänschen! (Die Türe links öffnet sich, der Landgerichtsrat tritt herein. Frau Riemerschmid setzt ihr Glas hin, das sie schon erhoben hatte, um sich einschenken zu lassen. Alle schweigen einen Augenblick.)

Zwölfte Szene.

Frau Riemerschmid. Hans. Michels. Ahlfeld.
Landgerichtsrat.

Landgerichtsrat: Guten Morgen wünsch' ich.

Frau Riemerschmid (geht auf Hans zu, faßt ihn bei der Hand, führt ihn ein paar Schritte vor; mit eigentümlicher Betonung) Hier Hans, das ist dein Vater. (Läßt ihn los. Hans bleibt unschlüssig stehen. Landgerichtsrat noch einen Schritt vor, bleibt ebenfalls stehen. Pause. Beide sehen sich an.)

Hans (stockend): Darf ich Ihnen – dir die Hand reichen?

Landgerichtsrat (kommt langsam auf ihn zu, nimmt seine Hand, drückt sie kräftig, streichelt seine Wange.) Mein Junge!

Frau Riemerschmid: Was ist das? – Komm' her, Hans! (Hans dreht sich unwillkürlich zur Mutter um.) – Hier ist Magnus Michels, der Sohn von Hans' Pflegeeltern und sein guter Freund.

Landgerichtsrat (gibt ihm die Hand): Ich freue mich, Sie kennen zu lernen.

Michels: Schönen Dank, Herr Landgerichtsrat.

Ahlfeld (kommt heran, gibt dem Landgerichtsrat die Hand): Wie geht's, Herr Rat?

Landgerichtsrat: Danke, Herr Staatsanwalt, und Ihnen?

Ahlfeld: Danke!

Frau Riemerschmid (hält immer noch krampfhaft ihres Sohnes Arm).

Hans: Was ist dir, Mutter?

Frau Riemerschmid (mühsam lächelnd): Ach, weißt du, ich träume manchmal wachend – von Spukgestalten. – (sich aufraffend zum Staatsanwalt) Kommen Sie, wir

wollen unseren Wein trinken. (zum Tisch, setzt sich, Hans neben ihr. Hans schenkt ein. Die übrigen kommen auch zum Tisch, setzen sich. Der Landgerichtsrat so, daß er Hans stets im Auge behält; sieht ihn fortwährend an.)

Ahlfeld (ist stehen geblieben): Darf ich, als alter Freund des Hauses, mir erlauben, den Willkommentrunk auf unsere lieben neuen Gäste auszubringen? (Frau Riemerschmid nickt.) Also unsere zwei jungen Studenten, Hans Riemerschmid und Magnus Michels, sie leben hoch und noch einmal hoch und zum drittenmal hoch!

Alle: Hoch! Hoch! (Sie stoßen an.)

Vorhang.

II. Akt.

Vierzehn Tage später. Dasselbe Zimmer.

Erste Szene.

Landgerichtsrat. Hans.

Landgerichtsrat (in Hut und Mantel, kommt herein, nimmt ein paar Aktenstücke vom Tisch).

Hans (von der andern Seite): Du gehst schon zum Gericht? Ich wollte gerade zu dir, um dir das Buch zurückzubringen.

Landgerichtsrat: Hat's dir gefallen?

Hans: Ich habe es in einem Ruck ausgelesen! Darum bin ich auch so spät heute aufgestanden. Heut' Nacht habe ich noch stundenlang vom grünen Heinrich geträumt. – Darf ich mir was anderes aus deiner Bibliothek holen?

Landgerichtsrat: Aber natürlich, nimm was du willst. Was ich habe, gehört dir. (Michels tritt auf.)

Zweite Szene.

Landgerichtsrat. Hans. Michels.

Landgerichtsrat: Gut geschlafen, Herr Michels?

Michels: Danke, glänzend wie immer!

Landgerichtsrat: Na, das freut mich! (zu Hans) Willst du mich nachher abholen vom Gericht? So gegen ein Uhr. Wir machen dann noch eine kleine Spazierfahrt vor dem Essen.

Hans: Sehr gern! Ich warte am Eingang des Landgerichtsgebäudes.

Landgerichtsrat: Gut. Adieu, lieber Junge! (Klopft ihm auf die Schulter, Händedruck) Adieu, Herr Michels!

Michels: Guten Morgen, Herr Landgerichtsrat. (Landgerichtsrat ab.)

Dritte Szene.

Michels. Hans, der seinem Vater von der Veranda aus nachschaut.

Michels (für sich, zieht einen Brief aus der Tasche): Er muß es doch merken in der nächsten Zeit; da ist es besser, daß er es von mir erfährt.

Hans (kommt zurück): Ein merkwürdiger Mann! Zwanzig Jahre lang bekümmert er sich nicht um seinen einzigen Sohn, und jetzt ist er so herzlich und freundlich zu mir. Vierzehn Tage sind wir nun hier im Hause, mit jedem Tage ist er lieber zu mir.

Michels: Ja. -- Du, Hans, du hattest vorgestern Abend nicht so ganz unrecht!

Hans: Wieso, Magnus?

Michels: Mit deiner Bemerkung zu mir. Weißt du, als wir mit deiner Mutter und dem Staatsanwalt die Partie nach Bellevue machten.

Hans (lachend): Ach, daß Ahlfeld Mama den Hof macht?! – Na, das habe ich lange gemerkt! Und sie kokettiert auch ganz tüchtig mit ihm; das ist furchtbar lustig.

Michels: Es ist leider nicht ganz so lustig, wie du glaubst!

H a n s (auffahrend): Was soll das heißen?

M i c h e l s : Gerade heraus: das soll heißen, daß deine Mutter und der Staatsanwalt ein Verhältnis miteinander haben.

H a n s (aufgebracht): Magnus, was du da sagst, ist eine Lüge!

M i c h e l s : Traust du mir eine solche Lüge zu?

H a n s : -- Nein -- Aber sie ist meine Mutter, wie kannst du da --

M i c h e l s (gibt ihm den Brief): Diesen Brief des Staatsanwalts fand ich gestern Abend auf der Treppe; deine Mutter hat ihn verloren. Lies ihn!

H a n s (liest): -- Was? -- (Pause) Ich habe einen Vater gefunden und dafür eine Mutter verloren! (Wirft sich in den Sessel zurück.)

M i c h e l s (ist währenddessen aufgestanden und im Hintergrund auf und nieder gegangen. Plötzlich bleibt er stehen, schaut in den Garten): Nimm dich zusammen, Hans, deine Mutter kommt aus dem Garten.

H a n s (springt auf): Was? -- Laß mich allein mit ihr, Magnus, ich will mit ihr sprechen.

M i c h e l s : Vergiß nicht, daß sie deine Mutter ist.

H a n s : -- Nein, das vergeß' ich nicht! (Michels links ab. Über die Veranda kommt Frau Riemerschmid.)

Vierte Szene.

Frau Riemerschmid. Hans.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Schau her, Hänschen, die Nelke habe ich für dich gepflückt. Komm, ich will sie dir ins Knopfloch stecken.

H a n s : Bitte, setz' dich hierher, Mutter.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Gewiß, gern. -- Aber was hast du denn, Hänschen, du siehst ja so verstört aus?

H a n s (weich): Liebe Mutter, willst du heute mit mir fortreisen?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Fortreisen? Aber warum denn? Und wohin? Gefällt es dir hier nicht mehr?

H a n s (bitter): Nein, es gefällt mir hier nicht mehr. -- Also wir verreisen heute?

F r a u R i e m e r s c h m i d (eindringlich): Aber sag' mir doch, was du hast!

H a n s (kleine Pause. Mit einem Seufzer): Natürlich, Mutter, das muß ich dir wohl sagen. -- Es ist, nun, es ist deinetwegen.

F r a u R i e m e r s c h m i d : Wegen mir?

H a n s : Ja, und wegen des Staatsanwalts Ahlfeld.

F r a u R i e m e r s c h m i d (aufgeregt): Was soll das?

H a n s : Ihr beide --

F r a u R i e m e r s c h m i d : Das ist nicht wahr!

H a n s (nimmt den Brief): Mutter, diesen Brief hast du gestern Abend auf der Treppe verloren.

F r a u R i e m e r s c h m i d (nimmt den Brief, wirft einen Blick darauf, zerknittert ihn, sucht nach Antwort.)

H a n s (weich): Laß nur, Mutter, du brauchst nichts zu sagen. Das ist nun einmal geschehen und läßt sich nicht mehr ändern. -- Aber willst du jetzt mit mir fortreisen?

F r a u R i e m e r s c h m i d (seufzt).

H a n s (nimmt ihre Hand): Komm mit mir, Mutter, wir fahren an die See. Wir zwei gehen zusammen spazieren in den Dünen, wenn hinten im Meer die Sonne versinkt. -- Oder wir fahren im Mondschein im Segelboot, ganz allein --

F r a u R i e m e r s c h m i d : Ja, du hast recht -- wir wollen fort, morgen, heute noch! -- Ich will überhaupt nicht mehr zurück in dies Unglückshaus. Ich will bei dir bleiben. -- Wenn du wieder auf die Universität gehst, will ich auch hinziehen, ich will nur noch für dich leben, Hans.

H a n s : Mutter --

F r a u R i e m e r s c h m i d (schnell): Ich habe mein eigenes Vermögen, wir brauchen uns um niemanden zu kümmern. -- Wir wollen unsere sieben Sachen packen und fortfahren, wir wollen niemanden hier jemals wiedersehen.

H a n s : Aber der Vater!

F r a u R i e m e r s c h m i d : Was?

H a n s : Aber Mutter, du vergißt den Vater!

F r a u R i e m e r s c h m i d (mit steigender Verachtung): Den? -- Dem sind wir keine Rücksicht schuldig! Hat er sich je um dich gekümmert? Und mich -- mich hat er erst unglücklich und dann -- schlecht gemacht! Der Erbärmliche!

H a n s (springt auf): Mutter, was sagst du da?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Die Wahrheit! -- Frag' nicht weiter.

H a n s : Wenn du mir das vor zwei Wochen gesagt hättest, so hätt' ich die jedes Wort geglaubt; aber seitdem ich hier bin, habe ich ihn erst kennen gelernt, wie er ist: mit jedem Tage fast ist er lieber zu mir und zärtlicher --

F r a u R i e m e r s c h m i d (wahnsinnig aufgeregt): Lieber?? -- Zärtlicher?? -- Ja, verstehst du denn diese Liebe und Zärtlichkeit?

Glaubst du, daß sie der Vater für seinen Sohn hege? Lieb hat er dich schon, dieser Elende, aber nicht, weil du sein Sohn, sondern t r o t z d e m du sein Sohn bist! –

H a n s : Mutter, was meinst du damit?

F r a u R i e m e r s c h m i d : Das will ich dir sagen, ich will dich aus seinen Schlingen herausreißen; es ist genug, daß er mich unglücklich gemacht hat: du sollst nicht auch noch sein Opfer werden. Hör zu! Mit siebzehn Jahren heiratete ich deinen Vater, weil ich ihn liebte. – Er war aufmerksam zu mir und höflich. – Ich dummes Ding glaubte, daß das Liebe sei. Unsere Hochzeitsreise war gerade so wie alle Hochzeitsreisen; ich war glücklich, da ich seine Schauspielerei für bare Münze nahm. Als wir zurückkamen und in unser Haus einzogen, ließ er seine Zimmer unten herrichten, während ich oben schlafen mußte. Das geschah unter irgend einem harmlosen Grunde, den ich nicht recht verstand. Seither sind wir stets getrennt gewesen und haben nur vor der Welt als Eheleute gegolten. – Ich glaubte erst, daß ich ihn mit irgend etwas verletzt habe und suchte mit immer größerer Liebe ihn wieder an mich zu ziehen. – Ach, was habe ich nicht alles versucht! – Wenn du wüßtest, wieviel Nächte ich schlaflos dagelegen und weinend gedacht habe, wie ich es wohl anstellen könne, um den Mann wieder zu gewinnen, dessen Kind ich unter dem Herzen trug! – Und alles, alles glitt an seiner glatten, süßen Höflichkeit ab. – Dann kamst du auf die Welt! – Jetzt glaubte ich: das ist das Mittel, das ihn wieder zu mir führt. – Während ich krank dalag, hatte er sich nicht einmal bei mir sehen lassen, wenn er mir auch täglich Blumen schickte. – Aber wie ich mich schon über diese Blumen freute! Sie schienen mir Bürgen zu sein, daß er mir nicht mehr grollte, daß er mich wieder an sein Herz ziehen würde, wenn ich ihm auf den Armen sein Kind brächte! – Und wieder einmal hatte ich mir das in der Nacht ausgemalt, war spät eingeschlafen und hatte das alles noch einmal geträumt. Wie ich aufwachte, fühlte ich soviel Kraft in mir, daß ich in die Hände klatschte: „Heute kannst du aufstehen, heute bringst du ihm sein Kind, heute küßt er dich wieder!“ – Ich schellte nach dem Mädchen und trug ihr auf, sie solle mir mein Baby von der Amme hereinholen! Sie ging und kam nicht zurück. Ich schellte, schellte immer heftiger. – Schließlich kam das Mädchen weinend herein und sagte, es könne mir mein Kind nicht bringen, es sei auf Befehl des Arztes heute morgen mit der Amme fortgeschickt worden aufs Land. – Ich begriff das nicht, ich schrie und jammerte: ich wollte mein Kind

haben, ich regte mich derartig auf, daß ich schließlich in Ohnmacht fiel. Als ich wieder zu mir kam, waren drei Wochen vergangen, ein heftiges Nervenfieber hatte mich niedergeworfen. Langsam, ganz langsam erholte ich mich, es dauerte Monate, bis ich das Bett verlassen konnte. Da erfuhr ich denn von dem Arzte, daß die Rücksicht auf die schwache Gesundheit meines Kindes nur ein vorgeschobener Grund war: Dein Vater wollte dich eben nicht in seinem Hause haben, deshalb sandte er dich fort! – Und ich quälte mich immer noch, Tag und nacht mit der entsetzlichen Frage: was hast du ihm getan? Warum ist er so? – Bis ich eines Tages zu dem Rätsel die Lösung fand. – Eines Morgens ging ich in sein Arbeitszimmer, das ich seit anderthalb Jahren nicht betreten hatte. Ich wußte, daß er nicht da war, und ich wollte diese Gelegenheit benutzen, um mir ein paar Bücher aus seiner Bibliothek zu holen. Da fand ich ein paar Bände mit lateinischen Titeln, die ich absolut nicht verstand. Neugierig schlug ich einen auf und fand am Rande eine Menge Bemerkungen, die alle von seiner Hand stammten. Wie eine Flamme brannte mich der Gedanke: da hältst du das Geheimnis in der Hand! Ich raffte die Bände zusammen und eilte aus dem Raume, wie ein Junge, der Äpfel gestohlen hat. – Meine Wohnzimmer schienen mir nicht sicher genug, ich schloß mich in mein Schlafzimmer ein. Und ich las und las – und je mehr ich las, um so mehr verstand ich alles, um so größer wurde in mir die Verachtung und der Ekel vor dem Manne, den ich noch bis dahin liebte! – Dein Vater ist einer von jenen erbärmlichen Menschen, deren innerste Natur pervers ist, jenen Verabscheuungswerten, die das andere Geschlecht mißachten und nur für ihr Eigenes empfinden, einer von jenen Ausgestoßenen, denen der Volksmund den Namen –

H a n s : Mutter, ich bitte dich, um Himmelswillen –

F r a u R i e m e r s c h m i d : Verstehst du nun das Leben, das ich geführt habe? – Verstehst du nun, daß ich mich dem ersten besten an den Hals warf, um meinen Ekel zu vergessen? – Jedes Weib hat ein Recht auf Liebe und Leben, und darum hat er mich betrogen in der schändlichsten Weise! Willst du mich verurteilen, weil ich ein Vergessen für Sekunden bei andern suchte? – Oh, ich hätte mich ja scheiden lassen können! Aber dann hätte mein Kind, hättest du, das einzige, was ich auf der Welt liebte, durch sein ganzes Leben das Kainszeichen mit sich herumtragen müssen: seine Mutter ließ sich von seinem Vater scheiden, weil der – so einer

war! – Deinetwegen führte ich diese Scheinehe weiter, deinetwegen lebte ich all die Jahre an der Seite dieses Elenden, dessen bloßer Anblick mir fast Erbrechen verursacht! – Und jetzt, jetzt steht mein Kind vor mir und klagt mich an, weil ich dem Manne die Treue gebrochen! – – Diesem Erbärmlichen, der seinem eigenen Sohne nachstellt!

H a n s (aufs äußerste erregt): Mutter, Mutter, das ist nicht wahr!

F r a u R i e m e r s c h m i d: Ah, das ist nicht wahr? – Geh doch hin und frag ihn! – Sieh doch, ob er leugnet! Sag ihm doch alles, was ich dir gesagt habe, und vergiß kein Wort, kein einziges Wort!

H a n s: Mutter, ich werde ihn fragen. – Und wenn – – und wenn –

F r a u R i e m e r s c h m i d: Und wenn ich in einem Punkte nur ihm unrecht tat, dann – dann magst du deine Mutter eine ehrlose Dirne nennen! (ab)

Fünfte Szene.

Hans allein.

H a n s (geht zur Türe): Ich will sofort zum Vater. (bleibt an der Tür stehen, geht wieder zurück.) – Nein, es kann nicht wahr sein! (Stummes Spiel der Unentschlossenheit, wirft sich auf einen Sessel.)

Sechste Szene.

Hans. Henny.

H e n n y (klopft, tritt ein): Der Photograph schickt die Probestbilder, Herr Riemerschmid. (Zieht die Bilder aus dem Umschlag.) – Die sind aber schön geworden. Sie sehen wirklich fein darauf aus!

H a n s (ohne aufzublicken): Legen Sie sie nur dahin.

H e n n y (sieht ihn etwas überrascht an): Der Photograph läßt fragen, von welchem Bild Sie nachbestellen wollen?

H a n s (kurz): Sagen Sie nur, ich würde morgen schon selber vorbeikommen.

H e n n y (etwas beleidigt): Nun ja doch! – (ab)

L a n d g e r i c h t s r a t (hinter der Szene, ruft): Hans.

H a n s (springt auf): Der Vater! – Er kommt hierher! Ich kann ihn jetzt nicht sehen! (Läuft hinter den Wandschirm.)

Siebente Szene.

Landgerichtsrat und Michels erscheinen von rechts auf der Veranda.

L a n d g e r i c h t s r a t (schaut ins Zimmer): Hier ist er auch nicht! Ich bat ihn, mich um ein Uhr vom Gericht abzuholen, aber die Sitzung war schon in einer halben Stunde zu Ende. – Vielleicht ist er doch schon ausgegangen!

M i c h e l s: Sicher nicht, vor ganz kurzer Zeit war er noch da. Am Ende ist er in den Garten gegangen, ich will einmal nachsehen.

L a n d g e r i c h t s r a t: Ach bitte, tun Sie das! (Michels ab.)

Achte Szene.

Landgerichtsrat allein.

L a n d g e r i c h t s r a t (tritt ins Zimmer herein, geht langsam nach vorne, da bemerkt er auf dem Tisch die beiden Photographien. Er nimmt die Bilder auf): Ah! – Wie hübsch ist der Junge! (Schaut lange die Bilder an.) Das da ist noch besser! Dieser entzückende Lockenkopf – – der reine Antinous! (Er drückt das Bild an die Lippen und steckt dann beide ein.) Wo er nur bleiben mag? (Rechts ab.)

Neunte Szene.

Hans. Michels.

H a n s (wankt hinter dem Schirm hervor): War das ein Traum, was ich da sah?

M i c h e l s (erscheint auf der Veranda): Da bist du ja! Dein Vater sucht dich!

H a n s (rasch auf ihn zu): Magnus! – Magnus, ich ertappe dich einmal, wie du eine Photographie küßt!

M i c h e l s: Nun, was soll das?

H a n s: Wer war das?

M i c h e l s (erstaunt): Ein junges Mädchen.

H a n s (eindringlich): Wer??

M i c h e l s: Nun, Anna Wendland.

H a n s: Weshalb küßtest du das Bild?

M i c h e l s: Herrgott, weil ich sie lieb habe! Das weißt du doch!

H a n s: Wie liebst du sie?

M i c h e l s : Aber -- (leichtthin) -- Nun, wie eben ein Mann ein Weib liebt!

H a n s : Also, wenn ein Mann das Bild einer anderen Person küßt, so tut er das, weil er diese Person liebt, wie -- eben ein Mann -- ein Weib liebt?

M i c h e l s : Aber natürlich -- weshalb denn sonst?

H a n s (verzweifelt): Gewiß; natürlich!! --- Und es gibt keinen Irrtum mehr!! -- Die Mutter hat recht!

Vorhang.

III. Akt.

Erste Szene.

Zimmer des Landgerichtsrats.

Frau Riemerschmid. Henny. Später Ahlfeld.

H e n n y (staubt ab).

Frau Riemerschmid (tritt rasch ein, nervös): Wie lange wird der Landgerichtsrat fortbleiben?

H e n n y : Er hat gesagt, der Termin würde wohl eine Stunde dauern.

Frau Riemerschmid: Gut! Wenn der Herr Staatsanwalt kommt, führ' ihn sofort hierher!

H e n n y : Hierher?

Frau Riemerschmid: Jawohl hierher! Tu doch, was man dir sagt!

H e n n y : Ja doch. (ab)

Frau Riemerschmid (am Fenster): Von hier aus kann man die ganze Straße übersehen! -- (Sieht auf die Uhr) -- Himmel, er muß jetzt kommen, er muß ja schon lange meine Nachricht haben. (zurück in die Mitte des Zimmers, horcht zur Tür) -- Wer redet da mit dem Mädchen? -- Ach -- es ist mein Mann! (Ein paar Schritte zurück, Blick zur Türe. Es klopft, die Türe geht auf.)

A h l f e l d (tritt grüßend ein): Guten Tag.

Frau Riemerschmid: Du? -- Endlich!

A h l f e l d : Ich bekam deinen Brief, ich habe sofort einen Wagen genommen, um schneller hier zu sein. --

Frau Riemerschmid: Danke! (Setzt sich, atmet heftig.)

A h l f e l d : Aber, Thekla, was ist dir denn?

Frau Riemerschmid: -- Laß mich nur! -- Du wirst es schon hören. -- Setz dich.

A h l f e l d : Aber was gibt's denn?

Frau Riemerschmid (richtet sich im Stuhl auf): Also ich habe gestern deinen Brief verloren. Mein Sohn hat ihn gefunden und gelesen --

A h l f e l d (perplex): Donnerwetter -- das ist ja nett!

Frau Riemerschmid: Ich hatte mit ihm eine Auseinandersetzung, und inzwischen wird er wohl schon mit dem Landgerichtsrat gesprochen haben.

A h l f e l d (springt auf): Ich bin verloren! Meine ganze Karriere ist zum Teufel!

Frau Riemerschmid (höhnisch): Deine ganze Karriere!?! Sonst nichts?

A h l f e l d (fühlt den Hieb): Ich habe nie geleugnet, daß ich ein Egoist bin, der zuerst an sich selbst denkt.

Frau Riemerschmid: Du weißt recht gut, daß mich das nicht verletzt. Aber unsere Interessen sind gemeinsame. -- Deshalb rief ich dich, du mußt mir helfen.

A h l f e l d : Wobei?

Frau Riemerschmid: Ich will meinen Sohn haben, verstehst du? Für mich, für mich allein, sein Vater soll keinen Teil an ihm haben. Du sollst diese Bestie unschädlich machen.

A h l f e l d : Wen?

Frau Riemerschmid: Den Landgerichtsrat! -- Wen denn sonst? Und du mußt es tun, schon wegen -- dir selbst. -- (höhnisch) Wegen deiner glänzenden Karriere! -- Ah, Sie werden schon ein Mittel finden -- Herr Staatsanwalt!

A h l f e l d (versteht sie): Du meinst --

Frau Riemerschmid (jedes Wort betonend): Ja, ich meine, du sollst diesen frommen Herrn unschädlich machen. -- Du kennst ja seine Neigungen!

A h l f e l d : Thekla, was ich als Mensch sehe, geht mich als Staatsanwalt nichts an.

Frau Riemerschmid: So? Und wenn du siehst, wie ein Vater im Begriffe ist, seinen eigenen Sohn zu einer verbrecherischen Liebe zu verführen?

A h l f e l d : Aber, Thekla, du kennst deinen Mann so gut wie ich, du weißt recht gut, daß diese Liebe nie andere als sehr platonische Formen annehmen wird. -- Wir beide sollten nicht über ihn richten: wer im Glashause sitzt --

Frau Riemerschmid: Ah – du willst also warten, bis er dir dein Glashaus mit Steinen zerwirft? Glaubst du Narr denn einen Augenblick, daß er dich schonen wird? – Du hast seine Frau verführt, und sein Ehrgefühl schließt keine Vergleiche!

Ahlfeld (unentschlossen): Thekla – ich will versuchen –

Frau Riemerschmid: Was?

Ahlfeld: Ich will mit offenen Karten mit ihm spielen.

Frau Riemerschmid: Und wenn dein Spiel mißlingt?

Ahlfeld (zuckt die Achseln): –– Dann ––

Frau Riemerschmid: Dann wirst du erlauben, daß ich dir die Karten mische. Und glaube mir, du wirst die Trümpfe in der Hand haben. – Geh jetzt!

Ahlfeld (verbeugt sich, küßt ihr die Hand. Warm): Thekla!

Frau Riemerschmid (streichelt ihm die Haare): Tu was ich dir gesagt habe.

Ahlfeld (nimmt seinen Hut, geht langsam zur Türe, dreht sich noch einmal um, wie um zurückzukehren. Sie wirft ihm eine Kußhand zu, abwinkend).

Zweite Szene.

Frau Riemerschmid allein.

Frau Riemerschmid (bleibt sinnend ein paar Augenblicke ruhig sitzen. Träumerisch): Er würde es nicht tun! –– (nimmt plötzlich einen ganz anderen Ausdruck an, springt auf.) – Nimm dich in acht, heute wirst du mir das alles entgelten! (mit raschen Schritten nach hinten ab.)

Dritte Szene.

Hans. Michels.

Die Bühne bleibt einen Augenblick leer. Links in der Türe erscheint Magnus Michels.

Michels (nach rückwärts): Komm herein.

Hans (tritt auf): Hierhin, in sein Arbeitszimmer?

Michels: Dein Vater hat mich gebeten, dich gerade hierher zu bringen.

Hans: Du hast also mit ihm gesprochen?

Michels: Ja.

Hans: Du hast ihm gesagt, daß ich den Grund seiner plötzlichen Liebe zu mir durchschaut hätte?

Michels: Ja.

Hans: Daß er mich anekelt?

Michels: Das nicht.

Hans: Daß ich noch heute abreisen würde?

Michels: Ja, das habe ich gesagt.

Hans: Was hat er geantwortet?

Michels: Einen Augenblick schien er erschreckt, dann meinte er ruhig: das hätte wohl so kommen müssen.

Schließlich sagte er, er wolle vorher noch selbst mit dir sprechen –– Er wird gleich hierherkommen.

Hans: Was?? Ich will aber nicht mit ihm sprechen! Ich kann ihn nicht mehr sehen!

Michels: Versuch' es Hans! – Denke daran, was ich dir gestern sagte. Klage die Natur an, die solche Menschen in die Welt setzte, aber verachte diese Armen nicht, die schwer genug an ihren Qualen tragen.

Hans: Laß mich! Deine Gründe mögen für den Mediziner zwingend sein, aber nicht für uns andere! – Du sagtest, die Natur pflanzt diesen Menschen ihr seltsames Gefühl ein? – Nun gut, aber uns gibt diese selbe Natur ein unüberwindliches Gefühl des Ekels und der Verachtung vor ihnen, ein Gefühl, das so stark ist, daß jedes andere davor zurückweicht. (Während der Worte „Nun gut etc.“ ist der Landgerichtsrat durch die Portiere, rechts vorne, eingetreten.)

Vierte Szene.

Landgerichtsrat. Hans. Michels.

Landgerichtsrat: Jedes?

Hans (stutzt, er und Michels sehen sich um. Nach einer kurzen Pause fest): Ja, Vater, jedes!

Michels: Ich gehe. (Kurze Verbeugung vor dem Landgerichtsrat, die dieser mit Kopfnicken beantwortet. Ab.)

Hans (macht Miene, ihm zu folgen).

Landgerichtsrat: Willst du mich einen Augenblick anhören?

Hans: Ich glaube nicht, daß diese Unterredung einen ersprießlichen Zweck haben könnte.

Landgerichtsrat: Alles verstehen heißt alles verzeihen, sagt man.

Hans: Ich habe gestern lange mit Magnus über dich und deinesgleichen gesprochen, Vater, er hat mich aufgeklärt, wie man das nennt. Nun, ich verstehe und verzeihe auch – aber das

hindert nicht, daß mein Ekel der gleiche bleibt. –
– (setzt sich seufzend hin) Sprich immerhin!

Landgerichtsrat (setzt sich ihm gegenüber): Ich bin deinem Freunde dankbar, daß er schon mit dir geredet hat, das erspart mir eine lange Einleitung. Ja, Hans, es gibt Menschen, die anders fühlen wie du und deine Bekannten, es gibt Menschen, die im männlichen Körper eine weibliche Seele tragen. Und diese weibliche Seele fühlt sich vom Manne, nicht von der Frau angezogen. Eine solche Seele hatte Sokrates, hatte Michelangelo – – eine solche Seele hat auch mir die Natur gegeben.

Hans (macht eine Bewegung).

Landgerichtsrat: Nicht als ob ich mich mit diesen Gewaltigen irgendwie vergleichen wollte, ich nenne sie nur, um dir zu zeigen, daß neben meinen vielen Seelenverwandten, die die Welt durch alle Jahrhunderte in den Schmutz gestoßen und verachtet hat, es auch solche gab, denen sie den verdienten Lorbeer auf die Stirne drückte.

Hans: Was soll das? Auch Magnus nannte mir diese großen Namen und andere dazu: Sophokles, Shakespeare, Friedrich den Großen. – Nun sie werden mir nicht sympathischer, seit ich weiß, daß sie deinesgleichen waren.

Landgerichtsrat: Das sollen sie auch nicht! Aber sie beweisen dir, daß man ein ganzer Mann sein kann, auch wenn man so ist, wie ich. –

Hans (unruhig): Ich denke, du wolltest von dir sprechen?

Landgerichtsrat: Ja, das will ich auch; ich will dir von meinem Leben erzählen. Ich wuchs auf wie andere Jungen, vielleicht war ich ein wenig stiller und ruhiger wie sie. Aber das fiel wohl niemanden auf, mir selbst nicht oder anderen: für den Sohn des Pastors, der in dem träumerischen Pfarrhause aufwuchs, paßte es sich so. Ich kam zur Universität völlig naiv und unberührt, wie selten ein junger Student. Ich habe dich nie nach deinen Abenteuern in der Musenstadt gefragt, Hans, aber ich nehme an, daß du, wie alle Studenten, neben Singen, Trinken und Fechten, auch die jungen Mädchen nicht verachtet hast.

Hans (mit einem gewissen feindseligen Eigensinn): Ja, Vater, ich habe meine filia hospitalis oft genug auf den roten Mund geküßt.

Landgerichtsrat: Wie alle Studenten! – In meiner Zeit war's ebenso! Und meine Comitonen neckten mich und nannten mich einen Waschlappen, weil ich nie ein Liebesabenteuer hatte. Namentlich einer war da, der mich ärgerte und quälte bis aufs Blut. – – Er hatte meinen

Zustand erkannt, ehe ich selbst davon eine Ahnung hatte. Eines Tages sagte er es mir im Rausche auf den Kopf zu – daß ich auch so einer wäre. Ich war entsetzt und antwortete erregt; eine Säbelmenschur war die Folge. Aber ich begann selbst über mich nachzudenken und kam zu dem Schluß, daß dieser Mensch tief in meiner Seele gelesen hatte – – daß er nur allzurecht hatte. Ich will dir nichts von den entsetzlichen Qualen erzählen, die ich damals durchlebte, nichts von den jammervollen, vergeblichen Versuchen, die ich machte, mich dem Weibe zu nähern. Es kam so weit, daß ich es nicht mehr wagte, in der Gesellschaft meiner Kameraden zu erscheinen, daß ich mich als Ausgeschlossener fühlte, der seine armselige Bude nicht mehr verließ. Ich kam mir vor wie ein Aussätziger, der aus seiner Hütte vor den Toren sehnsüchtig auf die Stadt hinblickt, wo die Glücklichen wohnen: die Gesunden! – Ich zog mich immer mehr in mich zurück und suchte in angestrenzter Arbeit einen Trost, – – nein, eine Ablenkung für meine Gedanken. Ich machte meine Examina, ich wurde Referendar. Ängstlich suchte ich alles zu vermeiden, was irgendwie anderen von meinen innersten Gefühlen Kunde geben konnte. Ich war Assessor, als mein Vater starb; die Mutter war ihm schon einige Jahre vorausgegangen. Sein Tod war für mich ein schwerer Schlag; er war der einzige Mensch, der mir näher stand, trotzdem ich auch ihm nicht mich zu entdecken gewagt hatte. Noch etwas kam hinzu: bis dahin hatte ich nur von meinem Vater gelebt, der sein kleines Gehalt mit mir teilte, um mich studieren lassen zu können; nun starb er und hinterließ mir so gut wie nichts: ich mußte Schulden machen auf meine Zukunft hin, um meine Karriere fortsetzen zu können. „Heiraten Sie doch!“ riefen mir meine Gläubiger zu. – Ich weiß nicht, wie es kam, daß um dieselbe Zeit in den Kreisen, denen ich nahe stand, das Gerücht auftauchte, daß ich „so einer“ sei. Ich selbst hatte, wenn nicht durch meine ewige, fast krankhafte Zurückhaltung bei allen Gelegenheiten, sicher keine Veranlassung dazu gegeben. Der Landgerichtspräsident, der mir sehr wohl wollte, ließ mich zu sich kommen.

„Nehmen Sie doch diesem ganzen Gerede ein für allemal den Boden weg“, schloß er seine Ermahnung, „heiraten Sie so bald wie möglich!“ – Ich beschloß, mich jemandem zu offenbaren und ging zu einem bekannten Arzte, einem alten Freund meines Vaters. Ich hätte gerade so gut zu einem Droschkenkutscher gehen können, mein Fall war ihm, wie damals fast allen Ärzten, ein Buch mit sieben Siegeln. Er meinte es sicher gut mit mir und doch gab er mir einen Rat, wie ihn

mir nur mein schlimmster Feind gegeben hätte: „Es gibt nur ein Mittel für Sie, junger Freund, heiraten Sie, lieber heute wie morgen!“ – So von allen Seiten geschoben, beging ich das große Verbrechen meines Lebens: – ich heiratete! Deine Mutter war die Nichte des Landgerichtspräsidenten, in dessen Hause sie lebte. Sie war eine sehr reiche Waise, blutjung, und ich war wohl der erste Mann, dem sie im Leben begegnete. Sie war auch die einzige Dame, die ich etwas näher kannte, da ich viel im Haus ihres Onkels verkehrte. Ich machte ihr den Hof, wie ich es andere junge Leute hatte tun sehen, und ich glaube, sie liebte mich, schon ehe ich das tat. Wir verlobten uns, und der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Ich gab mir alle erdenkliche Mühe, als Bräutigam in mir ein Gefühl der Liebe für sie zu erzwingen, wie ein Todkranker erhoffte ich Genesung von diesem letzten unsäglich bitteren Trank. – Aber immer dazwischen, wenn ich auf ein paar Sekunden meinen Gedanken freien Lauf ließ, hörte ich es in mir sagen: du Tor, es ist doch alles vergebene Müh! – Man sagt, der schönste Tag im Leben sei für zwei Menschen der Hochzeitstag. Nun, mir war es, als ich zum Altar ging, als ob ich zum Schafott geführt würde! Von allen beglückwünscht und beneidet – – : „Ah – seht doch! – der hat Glück! Fünfundzwanzig Jahre, Assessor, eine glänzende Zukunft vor sich! Und heiratet das reichste und schönste Mädchen in der Stadt! Keine Schwiegereltern – gleich zwei Millionen in bar! Seht doch, wie entzückend sie aussieht, seine siebzehnjährige Braut in dem weißen, mit Myrten übersäten Kleid! Ah! das ist ein Sonntagskind, der Assessor, wer doch in seiner Haut steckt!“ – Und ich steckte in dieser Haut und fühlte mich elender wie der erbärmliche, verkrüppelte Bettler an der Kirchenpforte! Als ich mit meiner jungen Frau allein im Wagen saß und sie mir glückstrahlend die Hand drückte, trat mir eiskalter Schweiß auf die Stirne, ich schüttelte mich wie im Fieber. Ich weiß kaum mehr, wie ich aus dem Wagen hinaus kam und die geschmückten Treppen hinaufging; ich rief einem Diener zu, sofort eine Flasche Champagner zu öffnen und stürzte wie ein Wahnsinniger drei Gläser hintereinander hinunter. – Wir saßen an der festlichen Tafel und wurden gefeiert. – – Mein einziger Gedanke war: könnt' ich nur fort, könnt' ich nur fort! Aber ich biß mir die Lippen blutig und rief mir zu: nimm dich zusammen, du mußt es tun, es ist das einzige Mittel, das dich gesund machen kann! – Die Gäste gratulierten uns – als der Landgerichtspräsident mir die Rechte schüttelte, lachte er: – „deine Hand zittert ja – vor Sehnsucht und Glück!“ Aber sie

zitterte vor Angst und Elend. – Ich trank, trank ein Glas Sekt nach dem andern. – Und ganz allmählich gewann ich in dieser Trunkenheit eine Art unheimlicher Energie über mich: so konnte es gehen!

Unsere Hochzeitsreise dauerte nur vierzehn Tage, und in den vierzehn Tagen habe ich mehr Champagner getrunken wie in meinem ganzen Leben zusammen. Ich hatte mich gezwungen, den Rat des Arztes zu befolgen, aber die Reaktion war so entsetzlich, so furchtbar, daß ich wahnsinnig darüber zu werden glaubte. Vor dieser Frau, die in meinen Armen gelegen, ergriff mich ein solch maßloser Ekel, jede Berührung, jeder Blick von ihr quälte mich. – Ich konnte nicht anders, ich trennte mich von ihr. – Ich hoffte verzweifelt, daß dieser Zustand wieder einer Ruhe Platz machen würde, aber es wurde noch schlimmer, als ich hörte, daß diese qualvollsten meines Daseins einem neuen Wesen Leben gegeben hatten. Ich sollte Vater sein – – Welch erbärmlicher Hohn! Ich haßte dich schon, ehe du noch auf der Welt warst! War doch dieses Kind nur eine ewige Anklage gegen mich, ein lebendes Zeugnis meiner feigen Sünde, zu heiraten. Und ich verbarg dieses corpus delicti, wie wohl ein Raubmörder den Dolch versteckt, mit dem er seine blutige Tat vollbracht. – Kurze Zeit nach deiner Geburt gab ich dich fort: ich hatte kein Kind mehr. – Ich weiß wohl, wie deine Mutter sich darüber quälte und härmte, ich verschloß mich vor ihr, um nichts davon zu sehen – – ich konnte nicht anders.

Und so lebte ich weiter – – ein Scheinleben, das bis aufs Innerste verfault war, glücklich vor der Welt, unendlich elend im Innern. Nie habe ich meinen geheimen Wünschen das kleinste Zugeständnis gemacht, ich zermartete mich in sehnsüchtigen Träumen, aber die, denen meine Liebe galt, haben nie etwas davon gemerkt. Wenn je für einen Menschen, so war auf mich Mignons Wort gemünzt: „Wenn ich dich liebe – – was geht's dich an?“ – Und dieser Wurm, der stets an meiner Seele nagte, wurde zur giftigen Natter, wenn ich hinter dem Richtertisch saß. Wie viele arme Menschen habe ich zu Gefängnis und Zuchthaus verurteilt nur, weil sie so waren wie ich, nur weil sie das getan hatten, wonach meine Seele verlangte. Und dann das Entsetzliche: im Grunde meines Herzens beneidete ich diese Ärmsten noch! Freilich: der Verurteilte sitzt jetzt auf Jahre im Zuchthaus, seine Existenz ist vernichtet, die Gesellschaft, seine Familie selbst stößt ihn mitleidlos auf die Gasse – – aber er hat doch einmal dem geliebten Freunde am Busen gelegen! – „Er ist doch glücklicher wie du!“

schrie es in mir, wenn ich lippenbeißend das harte Urteil unterschrieb.

-- Das war kein Leben, das ich führte, das war ein ewiges Fegefeuer, das Tag und Nacht meine Seele brannte.

-- Da kamst du in mein Haus. -- Mein Sohn!?

Nein, der Gedanke war mir so fremd, so fern -- nur den schönen Jüngling sah ich in dir. Mein Traum, mein Ideal, nach dem ich durch dreißig lange Jahre mich sehnte, stand auf einmal vor mir! Ich glaubte, auch dir gegenüber meine Gefühle immer gemeistert zu haben, und ich weiß nicht, wie du sie erraten hast. Aber ich frage auch nicht darnach, das ist nun geschehen -- und mein kurzes Glück ist aus. -- Ich weiß, meine Liebe ist unnatürlich, ist verbrecherisch -- aber das schwöre ich dir: reiner und heiliger hat nie ein Mann ein Weib geliebt, als ich dich liebe! -- (kleine Pause)

Hans: Vater, ich --

Landgerichtsrat: Was denn, Hans? (Es klopft. Landgerichtsrat dreht sich zur Türe.)

Hans: Herein.

Henny (tritt ein): Es ist ein Herr da, der den Herrn Rat zu sprechen wünscht.

Landgerichtsrat (unwillig): Wer denn?

Henny: Ich weiß nicht. Die Köchin hat die Tür geöffnet und rief mir's über die Treppe zu.

Landgerichtsrat: So sagen Sie, daß ich jetzt nicht --

Hans (steht auf, unterbricht ihn bestimmt): Sagen Sie, der Landgerichtsrat läßt bitten. -- (Kleine Pause. Henny sieht den Landgerichtsrat fragend an. Dieser schaut auf Hans. Zu Henny) Also gehen Sie! (Henny ab. Hans geht unterdessen nach hinten zur Portiere.)

Landgerichtsrat: Hans -- ?

Hans: Vater, laß mich, es ist besser so. (ab)

Landgerichtsrat (geht ein paar Schritte, seufzt, stummes Spiel. Es klopft.) Herein!

Fünfte Szene.

Landgerichtsrat. Ahlfeld.

Landgerichtsrat: Sie sind's? Guten Morgen, Herr Staatsanwalt.

Ahlfeld: Guten Morgen!

Landgerichtsrat: Aber Sie sind ja so feierlich? Gehrock, Zylinder? Was gibt's denn?

Ahlfeld (etwas verlegen): Herr Landgerichtsrat, ich komme --

Landgerichtsrat: Nur zu, Herr Staatsanwalt. Sie sind doch sonst nicht so schüchtern!

Ahlfeld (noch immer zögernd): Ich möchte Sie um eine Unterredung bitten, Herr Landgerichtsrat.

Landgerichtsrat: Ernsthaft?

Ahlfeld: -- Ja, ernsthaft!

Landgerichtsrat (auch ernst): Aber bitte, setzen Sie sich.

Ahlfeld: Danke! (Beide nehmen Platz. Ahlfeld setzt seinen Zylinder neben sich. Kleine Pause. Halb flüssig, halb stockend) Herr Landgerichtsrat, wir sitzen uns gegenüber als zwei Männer, die denselben sozialen Kreisen angehören; noch mehr: als Kollegen. Ich meine, es ist unsere Pflicht, sowohl auf uns selbst wie auch auf unsern Stand die weitgehendsten Rücksichten zu nehmen, wenn uns das auch manchmal nicht leicht ankommen mag. (Pause. Ahlfeld wartet auf eine Antwort.)

Landgerichtsrat (nickt, macht eine Bewegung, daß jener fortfahren möge).

Ahlfeld: Das enge Zusammenwohnen in den großen Städten, der stetig wachsende Verkehr der Menschen untereinander, kurzum unsere ganze heutige Kultur sind mit der manchmal grausamen Strenge eines Naturgesetzes die Ursache dazu, daß hie und da das einzelne Individuum mehr wie sonst in die Rechtssphäre eines andern eingreifen mag.

Landgerichtsrat (versteht absolut nicht, wo jener hinauswill. Drängend): Ganz recht, Herr Staatsanwalt --

Ahlfeld: Nun, Herr Landgerichtsrat, so sehr ich auch im allgemeinen Jherings Rechtsgrundsatz, daß man in allen Fällen sein Recht verteidigen sollte, anerkenne und hochhalte, so gibt es doch meines Erachtens Umstände, die eine Ausnahme bedingen, und dazu gehören vor allem die Rücksichten vor der gleichstehenden sozialen Schicht (mit plötzlichem Einfall) -- und vor dem Wohl der eigenen Familie.

Landgerichtsrat (unterbrechend): Verzeihen Sie, Herr Staatsanwalt, aber ich weiß absolut nicht, worauf Sie hinauswollen.

Ahlfeld: Peccatur intra muros et extra! (betonend) -- Ihre eigentümliche Abneigung gegen das weibliche Geschlecht und die dem entsprechende Zuneigung für das eigene --

Landgerichtsrat (aufspringend, bestürzt): Woher wissen Sie das?

Ahlfeld: Ich bin weit davon entfernt, Ihnen irgend welche Vorwürfe zu machen, -- ich lasse

mit dem alten Fritzen jeden nach seiner Fassung selig werden. Etwas, von dem ich keine amtliche Kenntnis habe, macht mich nicht heiß: quod non est in actis, non est in mundo.

Landgerichtsrat (aufgeregt): Herr Staatsanwalt, ich versichere Ihnen, daß ich nie, verstehen Sie: nie in meinem ganzen Leben irgend etwas getan habe, was mich vor den Richtertisch statt hinter denselben stellen könnte!

Ahlfeld: Ich wiederhole noch einmal, Herr Landgerichtsrat, daß ich zu Ihnen nur als ein Mitglied der Gesellschaft zu einem andern spreche: als solches habe ich nicht das geringste Recht in Ihre Worte Zweifel zu setzen. Es ist nicht meine Absicht, Ihnen Ungelegenheiten zu bereiten, ich würde mich freuen, das Meinige dazu beitragen zu können, um solche zu vermeiden.

Landgerichtsrat: Aber was wollen Sie denn eigentlich?

Ahlfeld: Ich bin nicht gekommen, um Ihre Verzeihung zu ersuchen oder um Abbitte zu leisten – das wäre abgeschmackt. – Sie können, wenn Sie wollen, einen Skandal provozieren, der mich zum mindesten meine Karriere kosten wird, aber Sie würden mich dadurch zwingen, die Waffe, von der ich soeben sprach, gegen Sie in die Hand zu nehmen, und man kann nicht wissen, wie tiefe Wunden sie schlagen mag. – Die Chancen sind etwa gleich – siegen wird keiner in diesem Kampfe, aber wir beide können auf dem Platze bleiben. – Schließen wir lieber einen ehrlichen Frieden – ich biete Ihnen meine Hand dazu!

Landgerichtsrat: Herr Staatsanwalt, wenn ich auch jetzt Ihre versteckte Drohung verstehe – –

Ahlfeld: Ich war gezwungen dazu, wenn ich offen sein sollte! Ich bin in Ihrer Hand und muß meine Vorteile wahrnehmen.

Landgerichtsrat: In meiner Hand? – Ja, aber zum Kuckuck, wieso denn?

Ahlfeld: Fragen Sie doch nicht etwas, was Sie so gut wissen wie ich!

Landgerichtsrat: Ich versichere Sie, daß ich keine Ahnung habe, was Sie meinen.

Ahlfeld: Ihr Sohn hat Ihnen doch genügend Aufschluß gegeben.

Landgerichtsrat: Mein Sohn? – Nicht den geringsten!

Ahlfeld (etwas verlegen): Herr Landgerichtsrat, wenn Sie durchaus darauf bestehen, das Geständnis aus meinem eigenen Munde zu hören, so erkläre ich mich auch dazu bereit: also, ich habe zu Ihrer Frau Gemahlin in einem intimeren Verhältnis gestanden, als – als gerade nötig war.

Landgerichtsrat: Was? – Sie? – Dazu haben Sie die Gastfreundschaft gebraucht, die Ihnen dieses Haus gab?? – Ah, jetzt verstehe ich! Und aus irgend einem Grunde haben Sie geglaubt, daß ich hinter Ihre Heimlichkeiten gekommen sei – – und kommen jetzt als ehrlicher Betrüger zu dem Betrogenen, um ihm die „Hand zum Frieden“ zu bieten, da Sie auch von ihm „etwas zu wissen glauben!“ – Nun wohl, Herr Staatsanwalt, ich lehne Ihre Vorschläge ab.

Ahlfeld: Bedenken Sie – –

Landgerichtsrat: Da ist nichts zu bedenken! Sie führten vorhin den Grundsatz an, den ein großer Rechtsgelehrter als den obersten für alle rechtlich denkenden Menschen hinstellte. Sie meinten, es könne da Ausnahmen geben; nun wohl, Herr Staatsanwalt, ich bin anderer Meinung: ich bin ein Richter, und was recht ist, das tue ich ohne Rücksicht auf Rang und Stand.

Ahlfeld: Überlegen Sie, was Sie tun: Sie zwingen mich, mich zu verteidigen, und Sie wissen: die beste Parade ist der Hieb. Sie wissen auch, welche Waffe ich gegen Sie in der Hand halte.

Landgerichtsrat: Ich weiß sogar recht gut, daß diese Waffe vergiftet ist! Aber das wird mich nicht hindern, auch nur einen Schritt weit vom rechten Wege abzugehen, verstehen Sie, keinen Zoll!! Tun Sie, was Sie wollen, aber verlassen Sie jetzt dieses Haus, das ich Sie ersuche, in Zukunft nicht mehr betreten zu wollen. (Mit Betonung.) Und das merken Sie sich, Herr Staatsanwalt, ein deutscher Richter schließt keine Kompromisse mit dem Rechte.

Vorhang.

IV. Akt.

Ein Wohnzimmer.

Erste Szene.

Landgerichtsrat. Michels.

Landgerichtsrat: Es bleibt also dabei, Sie beide fahren noch heute Abend?

Michels: Ja, Herr Landgerichtsrat, ich erhielt vorhin die Antwortdepesche meiner Eltern, sie erwarten uns morgen früh.

Landgerichtsrat: Ihre Sachen sind gepackt?

Michels: Ich bin fertig. Hans ist noch dabei. Ehe ich es vergesse, Herr Landgerichtsrat, Hans läßt Sie durch mich um ein Bild von Ihnen bitten.

Landgerichtsrat: Haben Sie ihm das eingegeben, Herr Michels?

Michels: Nein. Er kam von selbst darauf.

Landgerichtsrat (seufzend): Kommen Sie, ich werde Ihnen eins geben. (Beide ab. Die Bühne bleibt einen Moment leer.)

Zweite Szene.

Ahlfeld. I. und II. Kriminalbeamter. Später Frau Riemerschmid.

Ahlfeld (tritt mit zwei Kriminalbeamten in Zivil auf): Hierher, Herr Kommissar. (Führt die beiden an die hintere Türe, die er öffnet.) Gehen Sie durch das Zimmer hindurch in den Garten und warten Sie dort, bis ich Sie rufe. Haben Sie alle Vorsichtsmaßregeln getroffen?

I. Kriminalbeamter: Alle, Herr Staatsanwalt. Zwei Leute patrouillieren unauffällig auf der Straße, eine Droschke hält ein paar Häuser weiter hinauf. Die Schlingen sind zugezogen, der Vogel kann uns nicht mehr entschlüpfen.

Ahlfeld: So gehen Sie jetzt

I. Kriminalbeamter (reicht dem Staatsanwalt eine Polizeipfeife): Bitte, ein Pfiff und in der nächsten Sekunde sind wir hier.

Ahlfeld (nimmt die Pfeife, dreht sie ein paar Mal in den Fingern, steckt sie in die Tasche. – I. und II. Kriminalbeamter ab.)

Frau Riemerschmid (tritt auf): Du bist schon da?

Ahlfeld: Ja, unangemeldet diesmal!

Frau Riemerschmid: Alles in Ordnung?

Ahlfeld: Alles.

Frau Riemerschmid: Du hast die nötigen Schriftstücke abgefaßt?

Ahlfeld (etwas bitter): Ich habe die Schriftstücke, wie du es nennst, abgefaßt, das heißt: ich habe deine Gedanken in Juristendeutsch übersetzt.

Frau Riemerschmid: Du hast die Leute mitgebracht?

Ahlfeld: Sie haben im Garten.

Frau Riemerschmid: Im Garten? Dort könnten sie von Fremden gesehen werden!

Ahlfeld: Sie sind in Zivil.

Frau Riemerschmid: Das ist gleichgültig. Geh und rufe sie in das Zimmer nebenan.

Ahlfeld (geht zur Türe, wendet sich noch einmal um): Verzeih, Thekla – was du mir über ihn angegeben hast, ist alles richtig?

Frau Riemerschmid (heftig): Hast du immer noch Zweifel? (höhnisch) Oder gar Gewissensbisse? – Furcht zum Handeln?? – Kurt!

Ahlfeld (will antworten, beißt sich auf die Lippen, geht ab).

Dritte Szene.

Frau Riemerschmid. Später Henny.

Frau Riemerschmid (geht langsam nach vorne. Verächtlich): Zu klein zum Guten und zu schwach zur Sünde! – (Sie drückt auf die elektrische Klingel.) – Er ist imstande im letzten Augenblick noch zurückzuweichen. (Zur Türe, ruft hinaus) Henny! – Henny! –

Henny (von draußen): Ich komme schon, gnädige Frau!

Frau Riemerschmid (ruft zur Tür hinaus): Gehen Sie zum Landgerichtsrat hinauf und bitten Sie ihn sofort herunterzukommen, sofort, es sei ein sehr wichtiger Besuch da.

Henny (von draußen): Gut, gnädige Frau.

Frau Riemerschmid (kommt ins Zimmer zurück, bleibt stehen, lauscht nach der Türe, einen Schritt zurück): – Jetzt kommt er – (rasch ab durch die Hintertür).

Vierte Szene.

Landgerichtsrat. Später Ahlfeld.

Landgerichtsrat (tritt ein): Aber – (sieht sich um) da ist ja kein Mensch?

Ahlfeld (kommt durch die Hintertüre, auf die der Landgerichtsrat gerade zugeht): Herr Landgerichtsrat –

Landgerichtsrat (erstaunt): Sie hier? Ich glaube doch meinen Wunsch, Sie nicht mehr in diesem Hause zu sehen, deutlich genug ausgedrückt zu haben?

Ahlfeld: Ich bedaure aufrichtig, Herr Landgerichtsrat, – ich bin hier in meiner Eigenschaft als Vertreter der Königlichen Staatsanwaltschaft, also amtlich.

Landgerichtsrat: Amtlich?

A h l f e l d : – Ja – zu meinem großen Leidwesen. Es ist gestern abend eine anonyme Anzeige bei der Staatsanwaltschaft eingelaufen, die Sie des Vergehens gegen Paragraph 175 des Strafgesetzbuches beschuldigt.

L a n d g e r i c h t s r a t : Anonym – ! Kennen Sie vielleicht die Handschrift, Herr Staatsanwalt?

A h l f e l d (überhört absichtlich den Einwurf): Die Anzeige war so eingehend begründet, daß sie wohl geeignet war, Sie dringend verdächtig erscheinen zu lassen. Da ferner bei der Schwere der eventuell zu gewärtigenden Strafe, sowohl Flucht– wie Kollusionsversuch vorlag, so hatte ich als Beamter die Pflicht, beim Amtsgericht einen Haftbefehl gegen Sie beantragen zu müssen.

L a n d g e r i c h t s r a t : Und das alles in weniger als 24 Stunden? Ich muß sagen, die Königliche Staatsanwaltschaft hat sehr eifrige Beamte.

A h l f e l d : Herr Landgerichtsrat, jetzt ist nicht der Augenblick zu spotten. Glauben Sie mir, Ihre Lage ist sehr ernst. Ein Richter, eines solchen Vergehens angeschuldigt, wegen dessen er oft genug selbst die schärfsten Strafen verhängte – – das wird die ganze Presse beschäftigen. Und wenn auch nur ein Stäubchen auf Ihnen haften bleiben würde, Sie müßten verurteilt werden, um der roten Preßbande zu zeigen, daß das Gericht kein Ansehn von Rang und Person kennt. Es würde ein ungeheuerlicher Skandal werden.

L a n d g e r i c h t s r a t (immer noch ruhig): Den Sie mehr zu fürchten scheinen als ich.

A h l f e l d : Nein, Herr Landgerichtsrat, jetzt brauche ich keinen Skandal mehr zu scheuen. – Gestern hätte mich ein Wort von Ihnen ruiniert, heute nicht mehr. Sie haben kein bißchen Beweismaterial gegen mich, und Ihr Wort allein, daß ich mit Ihrer Frau einen Ehebruch begangen hätte, würde nur einem mitleidigen Lächeln begegnen. Man würde sagen: ach, so sucht er sich an dem Staatsanwalt zu rächen, der seine schwere Pflicht erfüllte und ihn verhaften ließ. Wie ungeschickt!

L a n d g e r i c h t s r a t (noch immer halb lächelnd): Ja, da haben Sie recht. Man würde sagen: wie ungeschickt! (Ahlfeld dreht halb geärgert, halb aufgeregt seinen Zylinder.) Ich muß Ihnen mein Kompliment machen, Herr Staatsanwalt! Ich muß Ihnen wirklich sagen: wie geschickt!

A h l f e l d : Wir verlieren unsere Zeit, Herr Landgerichtsrat! Nehmen Sie Vernunft an, Sie leben in einer Welt, die nun einmal – – so ist, wie sie ist! Noch ist es Zeit, nehmen Sie Rück-

sicht auf unser Landgericht, auf unseren Stand, auf Ihre Familie, auf sich selber! Stoßen Sie meine Hand nicht noch einmal zurück. – Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, meine unvorsichtige Handlungsweise gegenüber Ihrer Frau Gemahlin nie mit einer Silbe zu berühren, und die ganze Geschichte verläuft im Sande. – In wenigen Tagen stellt sich heraus, daß die anonyme Anzeige nur die erbärmliche, völlig unbegründete Denunziation irgend eines Lumpen war. – –

L a n d g e r i c h t s r a t (sehr kühl): Lumpen ist sehr gut, Herr Staatsanwalt.

A h l f e l d (fährt zusammen): Herr – –

L a n d g e r i c h t s r a t (unbeirrt fortfahrend): – Aber Sie sagten doch eben noch, daß diese Denunziation sehr eingehend begründet war?

A h l f e l d (mühsam): Die Anzeige hat in meinem Bureau außer mir noch niemand gesehen. – Man kann sehr leicht – – kurz und gut, Herr Landgerichtsrat, wenn Sie auf mein Anerbieten eingehen, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß Sie nach wenigen Tagen völlig rehabilitiert sind; jeder einzelne Angehörige des Landgerichts, vom Präsidenten bis zum jüngsten Referendar wird Ihnen seine Aufwartung machen und sein Bedauern aussprechen. Lassen Sie das meine Sorge sein.

L a n d g e r i c h t s r a t : Also ein Türchen, aus dem ich herausschlüpfen könnte, ist auch in Ihrem prächtigen Gebäude?

A h l f e l d (eindringlich): Mein Vorschlag ist gut, Herr Landgerichtsrat, um's Himmelswillen nehmen Sie ihn an!

L a n d g e r i c h t s r a t : Ich habe Sie ruhig angehört, Herr Staatsanwalt, es war mir interessant zu erfahren, wozu ein Gesetzbuch nicht alles gebraucht werden kann. – Eine Antwort wollen Sie auch von mir? – Nun, da Sie amtlich hier sind, kann ich nicht wie gestern von meinem hausrecht Gebrauch machen. Tun Sie, was Sie für nötig halten, aber bitte, verschonen Sie mich, so weit als möglich, mit dem Anblick Ihrer Person.

A h l f e l d : Herr Landgerichtsrat –

L a n d g e r i c h t s r a t (macht eine verächtliche Bewegung).

A h l f e l d (beißt sich auf die Lippen, nimmt die Pfeife aus der Tasche, pfeift).

L a n d g e r i c h t s r a t (sieht sich nicht um. Kleine Pause.)

Fünfte Szene.

Die Vorigen. Die beiden Kriminalbeamten treten ein.

I. Kriminalbeamter: Herr Landgerichtsrat Doktor Riemerschmid?

Landgerichtsrat: Das bin ich.

I. Kriminalbeamter: Mein Name ist von Wuthe, ich bin Kriminalbeamter. Mein Kollege, der Kriminalbeamte Aldensleben. Hier sind unsere Beglaubigungskarten! (nimmt seine und des anderen Karte und reicht sie dem Landgerichtsrat.)

Landgerichtsrat (lehnt sie ab): Ich danke, ich glaube Ihnen.

I. Kriminalbeamter: Ich habe den unangenehmen Auftrag, Sie zu verhaften, Herr Landgerichtsrat, und zwar (zieht ein Papier aus der Tasche) auf Grund eines Haftbefehls des Amtsgerichts II. vom heutigen Datum. Da Sie der Herr Staatsanwalt wohl schon aufgeklärt haben wird, so erlassen Sie mir wohl, Ihnen den Gerichtsbeschluß vorzulesen? (blättert in den Papieren).

Landgerichtsrat (macht eine zustimmende Bewegung).

I. Kriminalbeamter: Es wird gegen Sie auf Grund des Paragraphen 175 vorgegangen in Verbindung mit dem Paragraphen 173 des Strafgesetzbuches.

Landgerichtsrat (fährt auf): Was sagen Sie da? Auf Grund welches Paragraphen -- ?

I. Kriminalbeamter: Des Paragraphen 175 --

Landgerichtsrat: Das hörte ich, den andern Paragraphen?

I. Kriminalbeamter (in die Akte blickend): Paragraph 173 -- Incest, Herr Landgerichtsrat.

Landgerichtsrat (in höchster Aufregung): Um Gottes willen, was soll das heißen?

I. Kriminalbeamter (wie vorher blättern): Es soll sich die strafbare Handlung, deren Sie beschuldigt werden, auch gegen Ihren Sohn gerichtet haben.

Landgerichtsrat (läßt sich in den Sessel sinken): Auch dich ziehen sie in diesen Schmutz! Auch dich! (bedeckt das Gesicht mit den Händen. Kleine Pause.)

I. Kriminalbeamter (tritt langsam näher, entgegenkommend): Herr Landgerichtsrat, ich nehme an, daß Sie uns in der Ausübung unserer traurigen Pflicht keine Schwierigkeiten bereiten werden. -- Ich habe Sorge getroffen, daß jedes Aufsehen vermieden wird -- wenn Sie also bereit wären, uns zu folgen --

Landgerichtsrat (steht mühsam auf): Daneben ist mein Schreibzimmer. Herr

Kommissar, würden Sie mir erlauben, noch für ein paar Minuten hineinzugehen, um einen notwendigen Brief zu schreiben?

I. Kriminalbeamter (zögernd): Ich weiß nicht -- (sieht den Staatsanwalt an).

Ahlfeld: Sie können unbesorgt sein, Herr Kommissar, ich kenne das Zimmer, es hat nur diese einzige Türe.

I. Kriminalbeamter: So gehen Sie also, aber bitte beeilen Sie sich.

Landgerichtsrat: Ich danke Ihnen. (mühsamen Schrittes ab).

Sechste Szene.

Ahlfeld. I. und II. Kriminalbeamter.

Ahlfeld (geht über die Bühne, setzt sich dann).

I. Kriminalbeamter (postiert sich mit dem Rücken vor die Türe. Pause. Zum II. Kriminalbeamten): Gehen Sie hinunter und lassen Sie die Droschke vorfahren. -- Wollen Sie auch die Droschke benutzen, Herr Staatsanwalt? (II. Kriminalbeamter nach hinten ab.)

Ahlfeld (hat nicht zugehört): -- Wie?

I. Kriminalbeamter: Ich meine, ob Sie auch in dem Wagen mitfahren wollen? (In diesem Augenblick ertönt ein Schuß. Ahlfeld springt wie elektrisiert vom Sessel auf. I. Kriminalbeamter einen Augenblick perplex) Heiliges Kreuz -- ! (reißt die Türe auf. Ab).

Siebente Szene.

Ahlfeld. Frau Riemerschmid. Später I. Kriminalbeamter.

Ahlfeld (steht immer noch unbeweglich, dann wie befreit): Ich hab es gewußt.

Frau Riemerschmid (stürmt durch die Türe rechts herein): Was war das?

Ahlfeld: Er --

Frau Riemerschmid: Was?

Ahlfeld: Er hat sich erschossen.

Frau Riemerschmid: -- Ah! (stummes Spiel, hält sich am Tisch fest, droht umzusinken).

Ahlfeld (auf sie zu): Thekla --

Frau Riemerschmid (bemerkt ihn nicht).

Ahlfeld (eindringlicher): Thekla -- ! (berührt sie leicht am Arm.)

Frau Riemerschmid (schüttelt ihn ab, als ob ihr seine Berührung ekelhaft sei): – Was willst du von mir?

Ahlfeld: Das Hindernis, das zwischen uns stand, ist nicht mehr – –

Frau Riemerschmid (sieht ihn mit großen Augen an, als ob sie ihn nicht verstände): Das Hindernis? – Hat zwischen uns je ein Hindernis gestanden – ?

Ahlfeld: Thekla! So darf ich also hoffen, daß du – in einem Jahre vielleicht – – wenn –

Frau Riemerschmid (kurz, schrill): Nein!

Ahlfeld: Thekla, ich beschwöre dich bei – – bei unserer Liebe –

Frau Riemerschmid (so energisch, daß Ahlfeld zurückweicht): Geh weg, ich kenne dich nicht! (mit schmerzlichem Hohn) – – Unsere Liebe – !

Ahlfeld: Was? – Hast du mir deine Liebe nicht bewiesen, wie ein Weib – –

Frau Riemerschmid: Schweig! – Dir habe ich nichts bewiesen! Nur mir selbst bewies ich etwas: daß ich noch Weib bin. Dir galt diese Liebe nicht!

Ahlfeld: Wem denn?

Frau Riemerschmid: Einem, zwischen dem und meiner Liebe ein Hindernis lag –

Ahlfeld: Wem? Wem?

Frau Riemerschmid (langsam): Einem, von dem meine Liebe jetzt nichts mehr trennt, jetzt da er tot ist – –

Ahlfeld: Deinen Mann? Aber du haßt ihn doch.

Frau Riemerschmid (noch langsamer): – Ja! – Glaubst du armer Narr, ein Weib würde einen Mann hassen können, den sie nicht liebt, – wahnsinnig liebt? (verächtlich) Gehen Sie, Sie haben keinen Zweck mehr neben mir!

I. Kriminalbeamter (erscheint in der Türe): Er lebt noch! Schicken Sie zu einem Arzt!

Frau Riemerschmid (schiebt ihn beiseite): Lassen Sie mich vorbei! (rasch ab).

Achte Szene.

Ahlfeld. I. und II. Kriminalbeamter. Michels.
Hans.

II. Kriminalbeamter (in der hinteren Türe): Der Wagen hält vor der Türe.

I. Kriminalbeamter: Ah, da sind Sie! Fahren Sie sofort zu einem Arzt. Der

Landgerichtsrat hat Selbstmord begangen. (II. Kriminalbeamter ab. Michels und Hans erscheinen in der Türe. Michels stutzt, geht gleich durch das Zimmer ins Nebenzimmer.)

Hans (hat die letzten Worte gehört): Was sagen Sie da: – Mein Vater – ?

I. Kriminalbeamter (fortfahrend): Ich habe ihn aufgerichtet und Rock und Hemd aufgerissen. Die Kugel ist zwischen die Rippen eingedrungen. Ich habe ihm die Schläfen gewaschen, und er scheint noch einmal das Bewußtsein zu erlangen. Er rief nach seinem Sohne –

Hans: Nach mir? – Vater! (ab)

I. Kriminalbeamter (zum Staatsanwalt): Wo ist die Klingel? (Sieht sich um.)

Ahlfeld: Dort! – was wollen Sie?

I. Kriminalbeamter (schellt heftig): Vielleicht trifft mein Kollege den Arzt nicht an! Senden Sie jemanden vom Dienstpersonal noch zu einem andern Arzte. Am Ende ist noch Hilfe möglich! (wieder ab)

Neunte Szene.

Ahlfeld. Henny.

Henny (reißt die Türe auf): Um Gottes willen, was gibt's?

Ahlfeld: Laufen Sie sofort zu Doktor Raubert, drüben auf der andern Seite. Er möge alles liegen lassen und gleich herkommen, der Landgerichtsrat ist gefährlich verletzt.

Henny: – Der Herr Rat? – Was fehlt ihm denn?

Ahlfeld (stampft mit dem Fuße auf): So laufen Sie doch! Es ist keine Zeit zu verlieren! (Henny ab).

Zehnte Szene.

Ahlfeld. Michels.

Michels (kommt aus der Türe): Da ist nichts mehr zu machen!

Ahlfeld: Er stirbt?

Michels: Blutung nach innen. Er ist bei vollem Bewußtsein, aber in jeder Minute kann es aus sein.

Ahlfeld (atmet auf): – In jeder Minute kann es aus sein.

Michels: Das scheint Ihnen durchaus nicht unangenehm zu sein?

A h l f e l d : Was wollen Sie damit sagen? – Gleichviel – – ich bedauere es nicht, wenn ich auch der letzte wäre, der einen Stein auf sein Grab werfen würde. Junger Mann, er hat die einzig mögliche Konsequenz gezogen: ein Mann mit einem solchen – – Innenleben gehört eben nicht in die Welt; noch weniger in die Gesellschaft und die Öffentlichkeit. Er hat eingesehen, daß ihm die Existenzberechtigung fehle, darum hat er sich selbst gemordet.

M i c h e l s (überzeugt): Nein! Das ist nicht wahr! Alles was die Natur – oder Gott, wenn Sie das lieber hören – geschaffen hat, hat eine Berechtigung zum Leben: er so gut wie Sie und ich! Gewiß, er hat Hand an sich selbst gelegt, aber er war nur das Werkzeug – der Mörder ist er nicht! Das ist die soziale Anschauung unserer Tage, deren besoldeter Vertreter Sie ja sind, Herr Staatsanwalt, das ist Eure prächtige dumme Heuchelmoral, die nur das normale Durchschnittsmaß gelten läßt! – Ihr habt ihn einst zur Heirat gezwungen, zu seiner großen Lebenssünde, Ihr habt ihn elend gemacht jahraus, jahrein. Ihr habt ihm

heute die Pistole in die Hand gedrückt, – – Ihr, Ihr allein seid seine Mörder!

Elfte Szene.

Die Vorigen. I. Kriminalbeamter.

I. K r i m i n a l b e a m t e r (tritt auf): Er ist tot.

M i c h e l s : So schnell? – Wie starb er?

I. K r i m i n a l b e a m t e r : Ganz ruhig, bei vollem Bewußtsein. Seine Frau hielt ihn in den Armen, sein Sohn kniete vor ihm. Ganz zuletzt wollte er noch die Hand auf seinen Kopf legen, aber er war zu schwach dazu. Da nahm die Mutter seine Hand und legte sie auf die blonden Locken des Sohnes. So starb er: er schien ganz glücklich.

M i c h e l s (stark): Haben Sie gehört, Herr Staatsanwalt? – Die Liebe wächst in unserer Zeit, sie will auch die Enterbten nicht mehr zurückstoßen!

Vorhang.



Heinrich Hössli Quellen zum Orient*

In der Begründung der Natürlichkeit von Gleichgeschlechtlichkeit verfolgten die Vertreter der frühen Schwulenbewegung im wesentlichen zwei Strategien – zum einen den Biologismus, der vor allem von Karl Heinrich Ulrichs (1825-1895) und Magnus Hirschfeld (1868-1935) entwickelt wurde, und zum anderen eine kulturhistorisch argumentierende Strategie. Mittels der Sammlung kulturhistorischer und literarischer Zeugnisse suchten die Vertreter der zweiten Richtung die Universalität und damit die Natürlichkeit mann-männlicher Sexualität in Zeit und Raum, bisweilen gar die kulturelle Überlegenheit von Gleichgeschlechtlichkeit gegenüber Verschiedengeschlechtlichkeit, nachzuweisen. Der Vorläufer der Schwulenbewegung, Heinrich Hössli (1784-1864), argumentiert in seinem zweibändigen Werk *Eros. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Erziehung, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten* vor allem kulturhistorisch, während erste Ansätze von Biologismus bei ihm unterentwickelt bleiben. Hössli greift auf die Antike und den Orient zurück und legt in seinem zweiten, 1838 erschienenen Band eine knapp 100 Seiten lange Zusammenstellung antiker und orientalischer Texte als Nachweis für seine These der Natürlichkeit der Männerliebe und ihr Vorhandensein zu allen Zeiten vor und schuf somit den Grundstock eines »Homo-Kanons«.¹

Als Hauptquellen für den Orient² greift Hössli auf die Übersetzungsarbeiten von zwei österreichischen Orientalisten zurück, Thomas Schubert [Chabert] (1766-1841)³ und Josef von Hammer-Purgstall

* Ich danke Manfred Herzer für zahlreiche wertvolle Hinweise.

¹ Heinrich Hössli, *Eros. Die Männerliebe der Griechen, ihre Beziehungen zur Geschichte, Erziehung, Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten* 1-2. Glarus/St. Gallen 1836-1838 [Nachdruck Berlin 1996], Bd. 2, S. 53-150. – Zum Begriff des »Homo-Kanons«, vgl. Marita Keilson-Lauritz, *Die Geschichte der eigenen Geschichte. Literatur und Literaturkritik in den Anfängen der Schwulenbewegung am Beispiel des Jahrbuchs für sexuelle Zwischenstufen und der Zeitschrift Der Eigene*. Berlin 1997, S. 269-360. 1896 legte »Ludwig Frey« *Der Eros und die Kunst. Ethische Studien* (Leipzig) vor, der erste Versuch einer schwulen Kulturgeschichte. – Die beiden Strategien wurden vielfach parallel verfolgt. Literarische Zeugnisse finden sich etwa verstreut in Karl Heinrich Ulrichs' Schriften (vgl. Keilson-Lauritz, *Geschichte*, S. 278), und auch in den Schriften Hirschfelds nimmt die kulturhistorische Argumentation breiten Raum ein; vgl. etwa *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes* (Berlin ²1920), das aus zwei etwa gleich langen Hauptteilen besteht: »Homosexuelle Männer und Frauen als biologische Erscheinung« (S. 3-461) und »Die Homosexualität des Mannes und des Weibes als soziologische Erscheinung« (S. 465-1026). Einige Vertreter der frühen Schwulenbewegung lehnten den Biologismus hingegen kategorisch ab, so etwa Elisarion von Kupffer (1872-1942). Er stellte eine Anthologie zusammen, die neben Texten antiker Schriftsteller auch zahlreiche Materialien orientalischer Provinienz sowie Textzeugnisse der eigenen europäischen Kultur bis ins 19. Jahrhundert enthielt, einschließlich zeitgenössischer Texte (*Lieblingminne und Freundesliebe in der Weltliteratur*). Eine Sammlung mit einer ethisch-politischen Einleitung von Elisarion von Kupffer. Nachdruck der Ausgabe von 1900 mit einem Vorwort von Marita Keilson-Lauritz. Berlin 1995). In seiner programmatischen Einleitung zu der Sammlung, die im Oktober 1899 als Vorabdruck in Adolf Brands (1874-1945) Zeitschrift *Der Eigene* (3/6-7, Oktober 1899, S. 182-199) erschien, lehnt von Kupffer sowohl die medizinisch-psychiatrische Deutung Richard von Krafft-Ebings (1840-1902) als auch die biologisch begründete Vorstellung Ulrichs' – und indirekt wohl auch Hirschfeld's – von einem dritten Geschlecht ab. Beiden wirft er »kränkelnde Prinzipien-sucht« vor, spezifisch an die Adresse Ulrichs »ein Verkleinern und Verzerren, um nur das Mitleid der Gesetzgeber und Richter zu erbetteln« mit dem Ergebnis, dass »wir ... einen ganzen Wust von krankhaften und albernen Geschichten [haben], die unsrer Kultur zu nichts fruchten. Und was das Verdrüsslichste dabei war, die Spitzen unsrer ganzen Menschheitsgeschichte wurden dabei verzerrt, so dass man diese reichen Geister und Helden in ihren urnischen Unterröckchen kaum wiedererkennen mochte.« Demgegenüber formuliert er als Ziel, die »gesund männliche« Kultur wiederzubeleben: »Es ist nachgerade eine moralische Pflicht geworden, in all dieses Krankheitsgedusel und diesen Sumpf von Lügen und Unflätigkeiten einen Sonnenstrahl aus der Wirklichkeit unsrer historischen Entwicklung fallen zu lassen.«

² Dem 1996 erschienenen Nachdruck von Hössli's *Eros* hat Wolfram Setz dankenswerterweise einen Register angefügt. Hinsichtlich der orientalischen Quellen ist dieser jedoch nicht immer zuverlässig, da Hössli seine Quellen nicht durchgängig bzw. häufig nur ungenau angibt. Die folgenden Ausführungen sollen auch als Ergänzungen bzw. Korrekturen zu Wolfram Setz' Index dienen.

³ Zu seiner Person, vgl. *Deutscher Biographischer Index*. 2. kumulierte und erweiterte Ausgabe. Bd. 2. München 1988, S. 544; Georg Christoph Hamberger & Johann Georg Meusel, *Das gelehrte Teutschland oder Lexikon der jetzt lebenden teutschen Schriftsteller*. 5. Aufl. 9. Bd. Lemgo 1801, S. 190; August Schmidt & Bernhard Friedrich Voigt (Hg.), *Neuer Nekrolog der Deutschen* 1-30. Ilmenau 1824-1856, Jg. 19 1841 (1843) Nr. 747; Fuat Sezgin (Hg.), *Bibliographie der deutschsprachigen Arabistik und Islamkunde von den Anfängen bis 1986 nebst Literatur über die arabischen Länder der Gegenwart* 1-31. Frankfurt 1990-1995, Bd. 13, S. 27.

(1774-1856).⁴ Ferner verwendet er an einer Stelle Material aus dem Werk *Venus Urania* von Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr (1757-1822), der als Nicht-Orientalist seinerseits auf Übersetzungen angewiesen war.⁵ Sowohl Schubert als auch Hammer eigneten sich als Quellen für gleichgeschlechtliche Dichtung aus dem islamischen Bereich, da sie sich ausdrücklich von der Praxis anderer Orientalisten distanzieren, derlei Sachverhalte entweder auszulassen bzw. in Heterosexuelles umzuinterpretieren⁶ – eine ansonsten gängige Praxis, die Hössli bitter und wortreich beklagt: »Etliche in's Deutsche übersetzte Oden liegen eben vor mir, über welchen vom Uebersetzer geschrieben steht: ›In der Urschrift ist statt des Mädchens von einem Knaben die Rede,‹ oder: ›ich habe aus dem geliebten Knaben hier wieder ein Mädchen machen müssen‹ u.d.m. O ihr frommen Frevler! wisset! Der Jüngling schrieb, hat Jüngling geschrieben – und er wußte warum, und fühlte warum, und sein inneres Licht zündete ihm nicht durch den Geist der Dichtkunst, daß ihr kommet und es auslöschet – und Jüngling ist kein Mädchen, und Mädchen ist kein Jüngling!!! – Können wir die Platanen und Zedern und Palmbäume der ewigen Vorwelt nicht unverstümmelt lassen?! – Müssen wir unsere Verkrüpplung noch in sie zurücktragen? ... Gelehrte Männer heißen bei uns solche, die so sinn- und gefühllos in den Tag hinein ›Mädchen‹ hersetzen, wo ein großes Menschengemüth, ein großer vorübergegangener Menschengestalt, ein reines, absolutes, klares und vollständiges Menschendasein ›Jüngling‹ sah, empfand, und schrieb ... Ihr! die ihr durch Unwissenheit die Schätze des menschlichen Gemüths veruntreuet, und mit ihnen Spiel und Spott und Wucher treibet; wisset, die Folgen eurer Verhunzungen der Klassiker, eurer literarischen Schinderstreiche und Diebstähle sind die hauptsächlichsten Stützen der kalten, alten, eisernen Mörderanstalten des neunzehnten Jahrhunderts. – Wenn wir in unsern Uebersetzungen getreu, offen, richtig, vernünftig, wahrhaft, uns selbst klar gewesen wären, hätte sich schon dadurch ohne Zweifel, die Wahrheit, der es hier gilt, längst, viele erlösend, in ihre Rechte gesetzt. Denn eben nur durch das Licht der Vorwelt kann's auch da wieder Tag werden ...«⁷

Von Thomas Schubert zieht Hössli dessen 1800 in Zürich erschienene Übersetzung *Latifi oder Biographische Nachrichten von vorzüglichen türkischen Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken. Aus dem Türkischen des Monla Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelebi übersezt* [sic] heran. Es handelt sich hierbei um eine zusammenfassende Übersetzung der *Tadhkirat al-shu'arâ'*, einer populären Biographie osmanischer Dichter zwischen den Jahren 1421 und 1543, verfasst von dem türkischen Biographen und Dichter 'Abd al-Latif Celebi Latifi (1491-1582).⁸ Bereits im ersten Band des *Eros* zitiert Hössli hieraus mit Hinweis auf seine Quelle als Nachweis von Homoerotik auch unter Türken: »Thomas Schubert sagt und zwar im neunzehnten Jahrhundert vor [sic] seinen türkischen Gedichten, so ehrlich als gutmüthig und einfältiglich, ›verschiedene Ausbrüche der Leidenschaft für schöne Jünglinge sind stehen geblieben: nicht um den Abscheu vor dieser Verkehrtheit zu vermin-

⁴ Ab 1835 Josef Freiherr von Hammer-Purgstall. – Zu seiner Person, vgl. Johann Fück, *Die arabischen Studien in Europa bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts*. Leipzig 1955, S. 158-166; Sezgin (Hg.), *Bibliographie*, Bd. 14, S. 264-278; Erika Bär, *Bibliographie der deutschsprachigen Islamwissenschaft und Semitistik von Anfang des 19. Jahrhunderts bis heute* 1-3, Wiesbaden 1985-1994, Bd. 2, S. 400-442.

⁵ Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr, *Venus Urania. Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung*. Dritten Theils zweyte Abtheilung. Leipzig 1798. – Zu seiner Person, vgl. Manfred Herzer, »Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr (1757-1822).« (Unveröffentlichtes Manuskript).

⁶ Vgl. *Latifi oder Biographische Nachrichten von vorzüglichen türkischen Dichtern, nebst einer Blumenlese aus ihren Werken. Aus dem Türkischen des Monla Abdul Latifi und des Aschik Hassan Tschelebi übersezt* [sic] von Thomas Chabert. Zürich 1800, S. ix Anm. * (vgl. unten); Hammer, *Diwan* (wie Anm. 13), Bd. 1, S. iv, bes. S. vii: „Weniger fürchtet der Uebersetzer getadelt zu werden. ... daß er an Stellen, die sich unmöglich auf weibliche Schönheit deuten lassen, sich keine Veränderung erlaubte, was er hätte tun müssen, wenn er nicht in Ungereimtheiten verfallen, und z.B. Mädchen wegen ihres grünenden Bartes hätte loben wollen. Er wollte weniger den persischen Dichter in den deutschen Leser übersetzen, als den deutschen Leser in den persischen Dichter.“

⁷ *Eros*, Bd. 1, S. 267-269.

⁸ Im 20. Jahrhundert hat Otto Rescher eine kritische Übersetzung des Werkes vorgelegt (*Latifi's Tadhkira*. Tübingen 1950). Vgl. auch Nihad M. Cetin, »Latifi« In: *The Encyclopaedia of Islam. New Edition*, Bd. 5, S. 693-694.

dern, sondern weil ohne die Bemerkung dieser in Asien zur Allgemeinen Sittenhintansetzung – ein mächtiger Zug in dem Sittengemälde fehlen würde, ohne welches unmöglich ist, diese Völker zu beurtheilen u.s..f. Da! Menschen ist sie nun auch türkische Liebe – unsere Griechenliebe, – und ist sie da auch aus den Gymnasien und der Mythologie hervorgegangen?!⁹ Auch bei zahlreichen literarischen Stücken, die er dem Band entnimmt, nennt Hössli seine Quelle explizit – unter Angabe des Übersetzers, (unterschiedlicher Namensteile) des Verfassers des von Schubert übersetzten Werkes, oder beides:

Eros, Bd. 2, S. 53:20-55:26 [1. Bejli Hassan (Aus des Aschik Hassan Tschelebi Biographie)]

Eros, Bd. 2, S. 75:20-78:20 [12. Mohamed Ferdi. (Aus dem Türkischen übersetzt von Thomas Schabert [sic])]¹⁰

Eros, Bd. 2, S. 79:9-86:12 [15. Monla Abdul Latifi, der in seinen Lebensbeschreibungen der größten türkischen Dichter von eines jeden Liebe Nachricht giebt, führt unter den vielen Frauenliebenden folgende drei Ausnahmen und für meine Idee zeugende Poeten auf: Scheich Elwan Schirasi, Ssubhi und Bassiri]:

Eros, Bd. 2, S. 79:15-80:21 [Scheich Elwan Schirasi]

Eros, Bd. 2, S. 80:22-81:6 [Ssubhi von Brussa]

Eros, Bd. 2, S. 81:6-82:16 [Bassiri]

Eros, Bd. 2, S. 88:10-93:14 [Scheich Ruscheni, Ssaadi Tchelebi und Ssaji (Aus dem Türkischen des Monla Abdul Latifi, übersetzt von Thomas Chabert)]:¹¹

Eros, Bd. 2, S. 88:15-90:14 [Scheich Ruscheni]

Latifi, S. 105-107 (unter Auslassung der Anmerkung auf S. 106), 109:14-110:8

Latifi, S. 254-261:24

Latifi, S. 40:17-42:4 (unter Auslassung der Anmerkungen auf S. 40, 42)

Latifi, S. 224-225:3 (S. 224:3-8 sind bei Hössli stark verkürzt wiedergegeben)

Latifi, S. 111:11-113:12

Latifi, S. 43-46:2 (Hössli nimmt allerdings zwei geringfügige, in ihrer Bedeutung jedoch relevante Veränderungen vor. Zum einen verwischt er die Namensgleichheit des Lehrjüngers Chysr mit dem Propheten Chysr, der dem Scheich Ruscheni erscheint, indem er dessen Namen fortlässt; desweiteren spricht er von dem »Geliebten«, wo Schubert »Jüngling« schreibt. Hierdurch geht der Geschichte in Hösslis Wiedergabe der spezifisch mystische Gehalt verloren, der bei Schubert durch die Namensgleichheit von Jüngling und Prophe-

⁹ *Eros*, Bd. 1, S. 264. Hössli zitiert hier aus *Latifi*, S. ix. Anm. *

¹⁰ Wolfram Setz gibt die Quelle für diese Stelle im Index korrekt an.

¹¹ Wolfram Setz gibt die Quelle für diese Stellen im Index korrekt an.

Eros, Bd. 2, S. 90:15-91 [Ssaadi Tschelebi]

ten eindeutig intendiert ist.¹²⁾

Latifi, S. 205-207:4 (Hössli nimmt eine Ergänzung vor; das letzte Zitat aus Ssaadi Tschelebi's Dichtung, das Schubert mit den Worten »Folgendes Gazel schrieb er in seiner Jugend« einführt, führt Hössli wie folgt ein: »Folgendes Gazel »an den Jüngling« schrieb er in seiner Jugend«. Das nachfolgende Zitat enthält der Übersetzung Schubert's nach zu urteilen keinen Hinweis auf das Geschlecht der angeredeten Person.)

Eros, Bd. 2, S. 92-93:14 [Ssaji]

Latifi, S. 207:6-208:15, 208:20-209:9

An anderen Stellen, die Hössli ebenfalls der Übersetzung Schuberts entnimmt, nennt er seine Quelle nicht:

Eros, Bd. 2, S. 121:23-122 [29. Ishak Tschelebi]

Latifi, S. 93:1, 95:4-10, 95:13-22, 96:10-97:12, 97:15-18 (Hössli nimmt in den zitierten Passagen weitere Kürzungen und Umstellungen vor.)

Eros, Bd. 2, S. 123:1-29 [Ussuli]

Latifi, S. 98-100:3 (unter Auslassung der Anmerkungen auf S. 98, 99, 100)

Eros, Bd. 2, S. 123:30-124 [Affitabi]

Latifi, S. 100:5-101:17

Eros, Bd. 2, S. 125-126:7 [30. Ahmed Pascha]

Latifi, S. 74:7-75 (unter Auslassung der Anmerkungen), 76:5-9

Eros, Bd. 2, S. 141:7-20 [39. Ahmed Daji, Dichter aus dem Lange Kermjan in Kleinasien]

Latifi, S. 89-90:1 (unter Auslassung von Anmerkung * auf S. 89)

Hösslis zweite Hauptquelle ist Hammers 1812 und 1813 erschienene Hafis-Übersetzung, *Der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis*.¹³ Mit Hinweis auf Hammer als Übersetzer, nicht jedoch auf das spezifische Werk, übernimmt Hössli daraus die folgenden Stücke:

Eros, Bd. 2, S. 66:5-71:8 [Zeugniß der männlichen Liebe aus Persien. Sechs Dichtungen, verdeutscht durch Herrn Hofrath v. Hammer]:

Eros, Bd. 2, S. 66:8-67:7 [Erste Dichtung]

Diwan, Bd. 1, S. 309:10-310:16

Eros, Bd. 2, S. 67:8-68:13 [Zweite Dichtung]

Diwan, Bd. 1, S. 310:18-311:9

Eros, Bd. 2, S. 68:14-31 [Dritte Dichtung]

Diwan, Bd. 1, S. 161 (unter Auslassung der Anmerkungen)

Eros, Bd. 2, S. 69:1-30 [Vierte Dichtung]

Diwan, Bd. 1, S. 162-163:12 (unter Auslassung der Anmerkung auf S. 162)

Eros, Bd. 2, S. 69:31-70:24 [Fünfte Dichtung]

Diwan, Bd. 1, S. 163:14-164:21 (unter Auslassung der Anmerkungen)

Eros, Bd. 2, S. 70:25-71:8 [Sechste Dichtung]

Diwan, Bd. 2, S. 127-128 (unter Auslassung der Anmerkungen)

¹² Zu Herausbildung und Formen der imaginären Khidr-Gestalt im islamischen Raum, vgl. Patrick Franke, *Begegnung mit Khidr. Quellenstudien zum Imaginären im traditionellen Islam*. Stuttgart/ Beirut 2000 (Beiruter Texte und Studien: 79).

¹³ *Der Diwan von Mohammed Schemsed-din Hafis*. Aus dem Persischen zum erstenmal ganz übersetzt von Joseph von Hammer 1-2. Stuttgart/Tübingen 1812-1813 [Nachdrucke Hildesheim/New York 1973; Kelkheim 1999-2002]. Dieses Werk findet keine Erwähnung in Wolfram Setz' Index.

Eros, Bd. 2, S. 143:11-148:14 [41. Durch Herrn von Hamer [sic] übersetzte kleine orientalische Dichtungen]:

Eros, Bd. 2, S. 143:13-144:7

Eros, Bd. 2, S. 144:8-13

Eros, Bd. 2, S. 144:14-29

Eros, Bd. 2, S. 145:1-14

Eros, Bd. 2, S. 145:15-146:2

Eros, Bd. 2, S. 146:3-21

Eros, Bd. 2, S. 146:22-147:4

Eros, Bd. 2, S. 147:5-17

Eros, Bd. 2, S. 147:18-148:2

Eros, Bd. 2, S. 148:3-14

Diwan, Bd. 2, S. 339:12-16, 19-22 (Zeile 12, die bei v. Hammer lautet: »Mein Aug' zerfloß aus Sehnsucht nach dem Staub«, modifiziert Hössli folgendermaßen: »Mein Aug' perlt aus Sehnsucht nach dem Staub deines Wegs«)

Diwan, Bd. 1, S. 75:18-21, 76:1-8 (Hössli modifiziert zwei Zeilen des Textes. Statt »Sie beschaun und die Seele opfern ist mein Geschäft« (S. 75: 21) schreibt er »Sie beschau'n und die Seele opfern ist ein's«; statt »Zog mich jenes betrunkenen Sklaven Liebe zu sich« (S. 76:7-8) schreibt er »Zog jene Gestalt mich den Betrunkenen an«.)

Diwan, Bd. 2, S. 90:1-11, 90:14-91:17

Diwan, Bd. 1, S. 85:12-86:1, 4-22 (Hössli modifiziert »Flieh, Hafis, so sprachst du lächelnd, Flieh, dein Fuß ist gebunden« (S. 86:21-22) wie folgt: »flieh, so sprachst du lächelnd, flieh, wenn du kannst, dein Fuß ist gebunden«.)

Diwan, Bd. 1, S. 181-182:5

Diwan, Bd. 1, S. 339:1-5, 8-9, 16-341:18, 23-341:2 (Hössli modifiziert »Erhielt Hafis kein einz'ges Blatt« (S. 340:24) wie folgt: »erhielt ich kein einz'ges Blatt«)

Diwan, Bd. 1, S. 307:1, 4 (leider)-19 (statt »Leben und Gut hab' ich nicht aufgeopfert dem Freunde« (S. 307:17) schreibt Hössli: »Warum hab' ich nicht aufgeopfert Leben und Gut dem Freunde?«)

Diwan, Bd. 1, S. 322:6-323:4, 9 (es)-14 (Hössli schreibt statt »Wer einmal nur die Lust Nach deinem grünen Flaum empfindet« (S. 322:7-8) »Wer einmal nur die Lust nach dir empfindet«; statt »Ich bin aus Gräberstaub, Verbrannten Tulpen gleich, entstanden, Und nähre nun die Lust Nach deinem Maal in meinem Innern« (S. 322:11-14) »Ich bin Gräberstaub, verbrannten Tulpen gleich, Und nähre nun die Lust nach dir in meinem Innern.«)

Diwan, Bd. 1, S. 407:1-408:2 (unter Auslassung Anm. 2 auf S. 407)

Diwan, Bd. 1, S. 384:2, 11-385:12 (statt »Wehe! Hafis ist verbrannt, es kam Kein Duft aus Freundes Locken.« (S. 385:9-10) schreibt Hössli: »Wehe! Ich bin verbrannt, es kam kein Duft aus

Freundes Locken.«)

Zahlreiche Übernahmen aus dieser Übersetzung gibt Hössli neben der Angabe des Übersetzers auch einen Hinweis auf das Werk bei, aus dem die Stücke stammen:

Eros, Bd. 2, S. 93:15-95:26 [18. Der Divan des Mahomed Shemsed-Din Hafis. (Die Uebersetzung von Herrn v. Hammer) (Persisch)]:

Eros, Bd. 2, S. 93:18-94:8

Eros, Bd. 2, S. 94:9-95:5

Eros, Bd. 2, S. 95:6-15

Eros, Bd. 2, S. 95:16-20

Eros, Bd. 2, S. 95:21-26

Eros, Bd. 2, S. 105:22-109:26 [Hr. v. Hammer's Zueignung des persischen Divans und drei von ihm übersetzte Oden aus demselben]:

Eros, Bd. 2, S. 105:25-106:22

Eros, Bd. 2, S. 106:23-107:15

Eros, Bd. 2, S. 107:16-108:18

Eros, Bd. 2, S. 108:19-109:26

Aus Hammers *Diwan*-Übersetzung sind desweiteren die folgenden Stücke übernommen, allerdings ohne jeden Hinweis auf Quelle oder Übersetzer:

Eros, Bd. 2, S. 129:18-131 [33. Morgenländische Stimmen und Zeugen der platonischen Liebe]:

Eros, Bd. 2, S. 129:20-24

Eros, Bd. 2, S. 130:1-5

Eros, Bd. 2, S. 130:6-10

Eros, Bd. 2, S. 130:11-15

Eros, Bd. 2, S. 130:16-20

Eros, Bd. 2, S. 130:21-25

Eros, Bd. 2, S. 130:26-30

Eros, Bd. 2, S. 131:1-26

Eros, Bd. 2, S. 131

Diwan, Bd. 1, S. 141:14-142:12

Diwan, Bd. 1, S. 36:23-37:23

Diwan, Bd. 2, S. 236:12-24

Diwan, Bd. 2, S. 540:2-7

Diwan, Bd. 2, S. 540:9-16

Diwan, Bd. 1, Auszug aus der »Zueignung an den ... Herrn Grafen Carl von Harrach«

Diwan, Bd. 1, S. 40-41:14

Diwan, Bd. 1, S. 41:16-42:18 (statt »Der Staub der Schwelle deines Thors« (S. 42:18) schreibt Hössli »Der Staub der Schwelle deines Throns«)

Diwan, Bd. 2, S. 376:10-378:4

Diwan, Bd. 2, S. 527:10-16

Diwan, Bd. 2, S. 528:11-17

Diwan, Bd. 2, S. 523:18-24

Diwan, Bd. 2, S. 533:10-19

Diwan, Bd. 2, S. 525:19-25 (statt »Halte mir doch nicht vor die Liebe der Wangen des Freundes, Geh' mit krankem Herz nicht in die Kleinigkeit ein, Weiser, der du kennst die Weise der Söhne des Weges, Plage Trunkene nicht mit Anekdotengeschwätz« schreibt Hössli »Halte mir doch die Liebe der Wangen des Freundes zu gutem, Rechne die Kleinigkeit kränkelnden Herzen nicht auf, Weise wie du, sie kennen ja wohl die Gebräuche des Weges, Daß man mit Trunkenen es auf das genaueste nicht nimmt.“

Diwan, Bd. 2, S. 531:2-8

Diwan, Bd. 2, S. 526:2-9

Diwan, Bd. 2, S. 515:1-6, 17-19, 516:1-7, 13-22

Diwan, Bd. 2, S. 283:9-12, 15-18 (statt »So viel ich mein Leiden den Aerzten geklagt« (S. 283:9) schreibt Hössli »Wie viel ...«; statt »Die Perle der

Liebe ist ferne vom Ring« (S. 283:12) schreibt er »Die Perle der Liebe ist ferne«; statt »Verleih' mir so lange das Leben, o Herr« (S. 283:15) schreibt er »Verleih' mir, o Herr, noch so lange das Leben«)

Eros, Bd. 2, S. 135:5-136:25 [37. Persische Stimmen und Zeugen]:
Eros, Bd. 2, S. 135:6-13

Eros, Bd. 2, S. 135:14-23
Eros, Bd. 2, S. 135:24-136:25

Diwan, Bd. 2, S. 199:5-8, 200:5-8 (unter Auslassung der Anmerkungen)
Diwan, Bd. 2, S. 161:11-14, 19-22, 162:7-18
Diwan, Bd. 1, S. 447:13-448:19, 449:4-17, 450:1, 451:9-18 (statt »Wo ist mein mondenwangiger Schenke« (S. 450:1) schreibt Hösli »Wo ist mein Geliebter?«; statt »Weil sich die Sonne schämt vor seinen hellen Gedanken. Flicht sie beschämt, flicht sie dem Untergang zu.« (S. 451:9-11) schreibt Hösli »Es schämt sich die Sonne vor seinen hellen Gedanken«)

Hösli hat bei der Erstellung des zweiten Bandes des *Eros* ferner auf die Vorrede des ersten, 1836 erschienenen Band von Josef von Hammers *Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit* zurückgegriffen.¹⁴ Hieraus zitiert er leicht modifiziert: »Die Poesie eines Volkes ist der treueste Spiegel seines Geistes und Herzens, seines Gemüthes, Genius und Charakters: sie ist die Flamme des heiligen Feuers der Bildung, Sittigung und Religion, welche von dem Altare der Menschheit zum Himmel auflodert.« Das sagt jetzt Herr von Hammer zu den morgenländischen Gedichten, die er übersetzt hat; und ist es wahr, was er sagt, oder ist es nicht wahr?! und gehören nicht ein guter Theil dieser Poesien unbedingt der Männerliebe an, und können diese aus andern Gefühlen und Seelenstimmungen, Richtungen und Anlagen als eben aus der Natur, die ich hier erweisen soll, hervorgegangen sein? Sind sie aus anderer Quelle gestossen, nach andern innern Gesetzen der Natur entstanden? ...«¹⁵ An einer Stelle verwendet Hösli ferner Material aus Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohrs (1757-1822) *Venus Urania*, wobei er seine Quelle genau benennt:¹⁶

Eros, Bd. 2, S. 114:13-115:
26. Sadi. [(In dessen Rosengarten, aus des Herrn v. Ramdohr *Venus Urania*, 4. Theil, Seite 25.) (Orientalisch)]

Venus Urania, S. 26:1-29:5

Hösli's Zusammenstellung orientalischer Materialien hat sich für spätere Generationen als einflussreich erwiesen; hierauf stützen sich etwa Albert Moll (1862-1938)¹⁷ und Ludwig Frey.¹⁸ Den nach-

¹⁴ *Geschichte der osmanischen Dichtkunst bis auf unsere Zeit. Mit einer Blütenlese aus zweytausend, zweyhundert Dichtern von Hammer-Purgstall. Erster Band von der Regierung Sultan Osman's I. bis zu der Sultan Suleiman's 1300-1521.* Pesth 1836. Vgl. den Index von Wolfram Setz (*Eros*, Bd. 2, S. 358), wo dieses Werk als Quelle identifiziert wird. Die Mehrzahl der als auf dieser Quelle beruhend angegebenen Zitate stammen jedoch aus Hammer's Übersetzung des *Diwan*, nicht aus seiner *Geschichte der osmanischen Dichtkunst*.

¹⁵ *Eros*, Bd. 2, S. 210-211. Bei Josef von Hammer heisst es (*Geschichte der osmanischen Dichtkunst*, Bd. 1, S. xiv:19-23): »[D]ie Poesie eines Volkes ist der treueste Spiegel seines Geistes, Gemüthes, Genius und Charakters, sie ist die Flamme des heiligen Feuers, der Bildung, Sittigung und Religion, welche von dem Altare der Menschheit zum Himmel auflodert.« – Wolfram Setz identifiziert als Quelle dieses Zitates korrekt von Hammers *Geschichte der osmanischen Dichtkunst*, obwohl Hösli keine Angabe zum Werktitel macht.

¹⁶ Von Ramdohr greift hier seinerseits auf Material zurück aus Adam Olearius, *Persianischer Rosenthal*, Schleswig 1654-1660.

¹⁷ Vgl. Albert Moll: *Die konträre Sexualempfindung*. Berlin 1899, S. 37 Anm. 1: »Heinrich Hösli: *Eros*. 2 Bände. Glarus

haltigsten Einfluss hatte Hösslis Beschäftigung mit orientalischer Literatur wohl auf seinen Biografen Ferdinand Karsch-Haack (1853-1936) ausgeübt.¹⁹ Die Vermutung liegt nahe, dass Karsch-Haack zu einem sehr frühen Zeitpunkt dem Vorbild Hösslis gefolgt ist und damit begonnen hat, besonders die umfangreichen Werke Hammer-Purgstalls systematisch auf gleichgeschlechtliches Material hin durchzusehen. Vor allem dessen zwischen 1850 und 1856 erschienene siebenbändige *Literaturgeschichte der Araber*²⁰ stellt die einzige Quelle für Karsch-Haacks 1921 in *Der Eigene* erschienenen Beitrag »Stimmen der Freundesliebe aus allen Völkern und Zeiten« dar, und auch die Mehrheit des Materials für seinen 1923 im *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen* erschienenen Aufsatz *Die Rolle der Homoerotik im Arabertum* basiert auf Hammer-Purgstalls *Literaturgeschichte*.²¹ Karsch-Haack zieht weiterhin Thomas Schuberts Übersetzung als eine Quelle in seinem Beitrag über Mehmed II. heran,²² wobei er teils solche Passagen verwendet, die sich schon bei Hössli finden.²³

1836-38. Ich habe dieses Buch ... bei der Abfassung meiner Arbeit viel benutzt; besonders waren mir die zahlreichen Literaturangaben über den Eros in Hösslis Buch sehr wertvoll.« S. 73: »Viele orientalische, türkische sowohl wie persische Dichter besangen die Männerliebe. Hössli hat zahlreiche Dichtungen und andere Mitteilungen über das Thema gesammelt. Ich entnehme einen Teil der folgenden Angaben diesem Autor.« Die folgenden Stellen in Molls *Die konträre Sexualempfindung* sind Übernahmen aus Hösslis *Eros: Die konträre Sexualempfindung*, S. 73:24-25 (= *Eros*, Bd. 2, S. 88-90); S. 73:25-30 (= *Eros*, Bd. 2, S. 90-91); S. 73:31-32 (= *Eros*, Bd. 2, S. 92-93); 73:33-74:12 (= *Eros*, Bd. 2, S. 56-57, 114-115).

¹⁸ Ludwig Frey, der Hösslis *Eros* nicht als Quelle benennt, stützt sich in den folgenden Passagen zweifelsfrei auf ihn: *Der Eros und die Kunst*, S. 17:25-18:8 (= *Eros*, Bd. 2, S. 79-82); S. 19:3-16 (= *Eros*, Bd. 2, S. 90-91).

¹⁹ Karsch-Haacks Biografie Hösslis, zuerst erschienen als »Quellenmaterial zur Beurteilung angeblicher und wirklicher Uranier. Zweite Reihe 4, Heinrich Höbli (1784-1864)« in: *Jahrbuch für sexuelle Zwischenstufen*, Bd. 5, S. 449-556, wurde mehrfach nachgedruckt: *Der Putzmacher von Glarus. Heinrich Höbli (1784-1864), ein Vorkämpfer der Männerliebe. Ein Lebensbild von F. Karsch. Privat-Dozent in Berlin. Mit fünf Textbildern und einer Kupferradierung* [Portrait-Fafel]. Leipzig: Verlag von Max Spohr, [112 S.]; *Documents on the Homosexual Rights Movements in Germany, 1836-1927*, Ed. Jonathan Katz, New York 1975 (Homosexuality: Lesbians and Gay Man in Society, History and Literature); Heinrich Hössli: *Eros. Männerliebe der Griechen, ihre Beziehung zur Geschichte, Erziehung und Literatur und Gesetzgebung aller Zeiten. Materialien*. Berlin 1996, S. 35-142. Auszüge der Biographie finden sich ferner in *Der Kreis* Bd. 32/12 (Dezember 1964), S. 14-16:5 (Rolf: »Der Putzmacher von Glarus. Ein Vorkämpfer der Männerliebe in der Schweiz. Zum 100. Todestag: 24. Dezember 1964«).

²⁰ Josef von Hammer-Purgstall, *Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des zwölften Jahrhunderts der Hidschret* 1-7. Wien 1850-1856.

²¹ Vgl. Sabine Schmidtke: »Eine doppelte Konstruktion der Wirklichkeit. Ferdinand Karsch-(Haack) (1853-1936) zu Gleichgeschlechtlichkeit im islamischen Raum.« In: *Der anders liebende Mensch in Religion und Literatur*. Hg. Karl E. Grözinger/Hans-Michael Haußig. Berlin: Arno Spitz (im Druck).

²² »Mehmed II., der Eroberer Konstantinopels, osmanischer Sultan von 1451 bis 1481 mit drei Bildern von Prof. Dr. Ferd. Karsch-Haack.« In: *Blätter für Menschenrecht* 3/2 (1925), S. 16-31.

²³ »Mehmed II.« S. 27:37-38 sowie Anm. ** = *Latifi*, S. 59-60; »Mehmed II.« S. 29:1-29 = *Latifi*, S. 74-75 – letzte Episode hat übrigens auch Hössli von Schubert übernommen (*Eros*, Bd. 2, S. 125-126).

BUCHBESPRECHUNG

Alastair – Kunst als Schicksal. Hrsg. von Ines Janet Engelmann. Mit einer Bibliographie der illustrierten Werke. Halle: Stiftung Moritzburg 2004. 135 S. ISBN 3-86105-088-9

»Vieles harrt noch der künftigen Erforschung. So ist unklar, wie Alastair unbehelligt als recht auffällig gekleideter und bekannter Homosexueller im nationalsozialistischen Deutschland überleben konnte, wer schützend seine Hand über ihn hielt.« schreibt die Herausgeberin auf Seite 50 des vorliegenden Ausstellungskataloges, der dem Lebenswerk des Buchillustrators, Zeichners, Tänzers, Dichters und Übersetzers Alastair gewidmet ist. Abgesehen von der erstaunlichen These, dass auffällige Kleidung in der Nazizeit ein Verfolgungsrisiko bedeutete, enthält das Buch zwei Aufsätze, die wenig überzeugend für die überragende Bedeutung des Künstlers Alastair werben, ferner etwa 60 Reproduktionen seiner Buchillustrationen und anderer Bilder, sowie ein Dutzend Fotos, auf denen er und einige von ihm gestaltete Wohnzeileinrichtungen zu sehen sind. Die eingangs zitierte Stelle ist die einzige im ganzen Buch, die eine Andeutung zum Geschlechtsleben des »genialen Dilletanten« (Dill + Tante) enthält, sonst ist nur von Freunden, Freundinnen und Gönnern die Rede, die in Alastairs langem Leben – er wurde am 20.10.1887 in Karlsruhe geboren und starb am 30.10.1969 in München – eine Rolle spielten. Die Etikettierung als »bekannter Homosexueller« wird ebenso wenig begründet wie die Ansicht, Alastair könne die NS-Zeit nur überlebt haben, weil jemand schützend seine Hand über ihn hielt. Diese Ansicht ist schon deshalb abwegig, weil bekanntlich niemand von den Nazis verfolgt oder gar ermordet wurde, weil er schwul war. Eine schützende Hand brauchten nur die,

die tatsächlich oder vermeintlich mit den Paragraphen 175 oder 175a RStGB in Konflikt gerieten.

Grundlage für Buch und gleichnamige Ausstellung bildet ein Konvolut von einigen 50 Zeichnungen, Druckgrafiken und Fotografien, sowie umfangreiche Korrespondenz, die der reiche Kunsthändler Hans Hasso von Veltheim (»über Jahrzehnte ein treuer Freund« (30)) zurückgelassen hatte, als er 1949 vor der Bodenreform in der damaligen Ostzone in den Westen flüchtete. Die Kommunisten hatten zuvor seinen ausgedehnten Landbesitz Gut Ostrau in der Umgebung von Halle zum Volkseigentum erklärt.

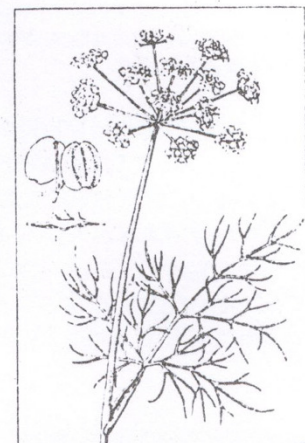
Alastairs Künstlerkarriere, in der er es zeitweilig zu einer Art internationaler Prominenz brachte, begann 1910, als er den zwei Jahre älteren von Veltheim kennenlernte. Von Veltheim organisierte die ersten Alastair-Ausstellungen in Köln, Düsseldorf, Berlin und München, 1912 sogar eine in New York, 1913 je eine in London und Wien. Zudem vermittelte er den Kontakt zu in- und ausländischen Verlegern, für deren luxuriöse Bucheditionen Alastair die Illustrationen lieferte. Nicht nur die Karriere, sondern auch der kostenintensive Lebensstil Alastairs hat von Veltheim nach Kräften gefördert. Es scheint ein wiederkehrendes Muster in Alastairs Leben gewesen zu sein, dass er sich von reichen Schwulen fördern und finanziell aushalten ließ. Der Nachfolger von Veltheims in dieser Position war der französische Bankierserbe André Germain, dem Alastair 1914 in Paris begegnete.

Diese Verbindung hielt bis 1929. Ausstellungen in Paris (1927) und Brüssel (1928) hatte Alastair offensichtlich den Beziehungen seines französischen Gönners zu dortigen Kunsthändlerkreisen zu verdanken. Das vorliegende Buch gibt keine Auskunft darüber, ob die beiden sich auch über ihre

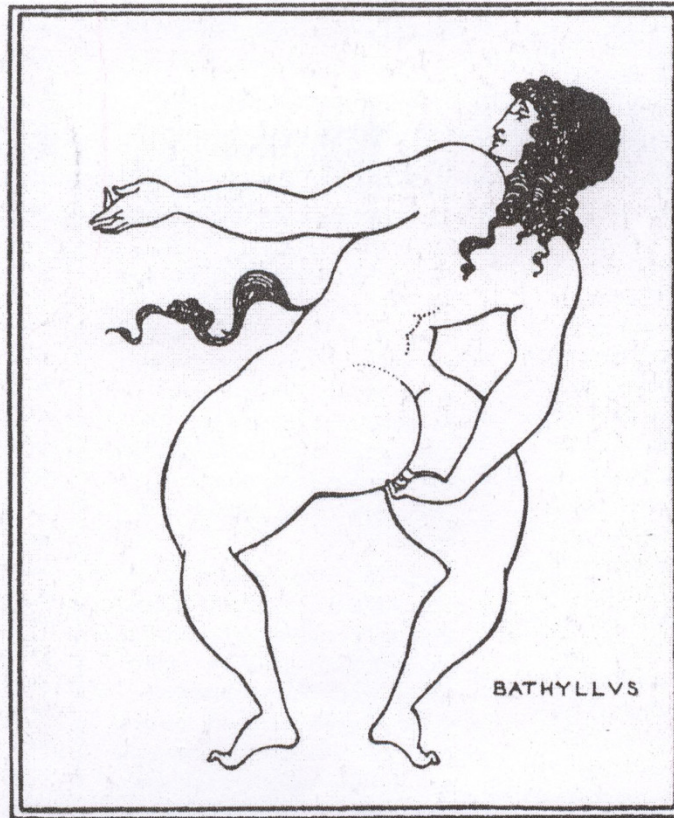
Begeisterung für die Nazis verständigt haben. Immerhin erfahren wir: »Von Hitler war Alastair erst einmal sehr beeindruckt [...] Für ihn war Hitler eine Hoffnung, den geistigen und politischen Entropiezustand Europas aufzubrechen.« (17) Der »Russlandfeldzug« der Naziwehrmacht soll Alastairs Liebe zum Führer gedämpft haben, was wohl nur eine etwas verlogene Umschreibung für die Enttäuschung ist, die Alastair empfand, als die bevorstehende Niederlage im Krieg gegen die Sowjetunion offensichtlich wurde (17).

Nach dem Krieg hat er noch lange Jahre glücklich und zufrieden in Westdeutschland gelebt. Der Bayerische Rundfunk hat in seinem letzten Lebensjahr zwei Fernsehfilme über den Künstler produziert (124), was aber das dann einsetzende schnelle Verblasen seines Ruhms nicht mehr aufhielt. Als allzu störend empfindet der heutige Betrachter der Arbeiten Alastairs das etwas stupide Epigonentum in der Nachfolge Aubrey Beardsleys und Marcus Behmers. Mit diesen Vorbildern konnte Alastair auch in seinen besten Sachen nicht konkurrieren. Es fehlt seiner Kunst der Charme des Naiven und rührend Komischen, das wir an den Bildern seines gleichfalls schwulen und gleichfalls vergessenen Zeitgenossen Elisar von Kupffer lieben.

Manfred Herzer



Dill; a Fruchtstiel, b im Querschnitt.



FÜR DIE GESTALTUNG DES TITELBLATTS WURDE EIN AUSSCHNITT AUS DER LITHOGRAFIERTEN FASSUNG VON GUSTAVE DORÉS »LOTS ERRETTUNG. 1. MOS. 19« VERWENDET.

DAS GESAMTINHALTSVERZEICHNIS ALLER CAPRI-AUSGABEN BEFINDET SICH AUF DER WEBSITE DES SCHWULEN MUSEUMS WWW.SCHWULESMUSEUM.DE.

DORT KANN MAN ÄLTERE NOCH LIEFERBARE AUSGABEN FÜR 4 € INCL. VERSAND JE HEFT BESTELLEN, SOWIE EINE CAPRI-CD-ROM MIT DEM VOLLTEXT ALLER SEIT 1987 ERSCHIENENEN AUSGABEN (NR. 1 – NR. 35) FÜR 20 € INCL. VERSAND.